
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00096964 2



DAS ANTISEMITISCHE HAUPTDOGMA

BELEUCHTET

VON

EDUARD KÖNIG

R. PHIL. ET THEOL., ORD. PROFESSOR UND GEHEIMRAT IN BONN



BONN 1914

A. MARCUS UND E. WEBERS VERLAG

(Dr. jur. ALBERT AHN)

Das antisemitische Hauptdogma

beleuchtet

von

Eduard König

Dr. phil. et theol., ord. Professor und Geheimrat in Bonn.



BONN 1914
A. MARCUS UND E. WEBERS VERLAG
(Dr. jur. ALBERT AHN)

Übersicht des Inhalts.

Einleitung.

Der „Antisemitismus“ ist unstreitig eine wichtige Erscheinung, ein einflußreicher Faktor der menschlichen Geistesgeschichte. Weniger zweifellos ist es, wie alt er schon ist. Die Antwort darauf hängt jedenfalls auch von der Weite des Begriffes ab, der mit dem Ausdruck „Antisemitismus“ verbunden wird, und das Streben, auf jene Frage eine Antwort zu geben, bietet mir einen erwünschten Anlaß, den richtigen Umfang dieses Begriffes feststellen zu helfen.

In der neuesten Zeit ist ja mehrmals über „Antisemitismus“ geschrieben worden, wie hauptsächlich von Felix Staehelin in „Der Antisemitismus des Altertums“ (Basel 1905), von Aug. Bludau in § 5 seines Buches „Juden und Judenverfolgungen im alten Alexandria“ (Münster 1906), S. 44—59 und von Ulrich Wilcken in „Zum alexandrinischen Antisemitismus“ (in den Abhandlungen der kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1909, Bd. II, S. 783 ff.; auch in Separatdruck erschienen). In diesen Arbeiten ist von religiösen, politischen und wirtschaftlich-sozialen Gründen des Antisemitismus (so bei Wilcken) oder einfach von „wirtschaftlichem, nationalem und religiösem Antisemitismus“ (so bei Bludau, S. 44) gesprochen worden. Nach meinem Urteil ist der da angenommene Begriff von Antisemitismus ebensosehr zu weit, wie der Begriff zu ausgedehnt und unbestimmt ist, der in folgenden Worten sich ausprägen will: „Antisemitismus heißt, im Hassen etwas Übriges tun, ein Hassen in Bausch und Bogen, samt und

sonders" (L. Blau, Papyri und Talmud in gegenseitiger Beleuchtung 1913, S. 8). Nach meinem Urteil sollte der Begriff „Antisemitismus" bloß in das gesetzt werden, was in dem Worte wirklich liegt.

1. Zuerst nämlich ist es unrichtig, von einem „religiösen Antisemitismus" zu sprechen. Denn freilich gab es selbstverständlich einen religiösen Gegensatz zwischen den Juden, soweit sie ihrer väterlichen Religion treu blieben, und den Bekennern anderer Religionen oder philosophischen Weltanschauungen. Dieser Gegensatz war in der innerlichen Eigenart der prophetischen Religion Israels, ihrem Monotheismus, der Bildlosigkeit ihres Kultus und, wie die Prinzipien dieser Religion weiter heißen, begründet. Wenn die Israeliten wegen der Vertretung dieser Überzeugungen und wegen ihres sich daraus natürlich ergebenden Gegensatzes gegen den Polytheismus, die Gottesbilder usw. als „Unfromme" (*ἀνόσιοι* „Unheilige, Gottlose") in Papyrusstellen bezeichnet werden (Wilcken a. a. O., S. 785), so beruht dies aber nicht auf „Antisemitismus", sondern auf V e r s t ä n d n i s l o s i g k e i t u n d I n t o l e r a n z.

Dieses Verhalten von Hellenen wurde von den Juden auch nicht durch „starre Exklusivität" veranlaßt, wie man neuerdings lesen kann. Denn die religiöse Trennung der Juden von den andern war nur eine in der eigenen religiösen Überzeugung liegende Konsequenz, und eine Religion, welche, um nur einen einzigen Beleg ihrer universalen Tendenz zu geben, den Satz verkündigt: „Mein Haus soll ein Bethaus für alle Nationen genannt werden" (gojîm; Jes. 56, 7), kann nur irrigerweise des Partikularismus beschuldigt werden. Entwickelte diese Religion ferner wirklich „eifrige Propaganda", so war auch dies nur eine natürliche Auswirkung der lebendigen Gewißheit ihrer Bekenner, eine bessere Religiosität als die Umwelt zu vertreten. Oder sollte nicht z. B.

die „jüdische Sibylle“ [1]) von Abrahams Gesinnungsgenossen sagen dürfen: „Nicht treiben sie Astrologie, denn das alles ist irreführend, was törichte Männer Tag für Tag aufspüren“? Übrigens darf man bei dem Hinweis auf die religiöse Antigonie zwischen Nichtjuden und Juden auch nicht, wie es nach Blau’s richtiger Beobachtung (a. a. O., S. 8) neuerdings geschehen ist, zu bemerken vergessen, daß jene Antigonie nur eine recht beschränkte war. Denn um die israelitischen Bekenner der mosaischen Religion bildete sich in jenen Zeiten ein weiter und dichter Kreis von „Frommen“ (εὐσεβεῖς), die dem Gottesglauben jener Religion sympathisch gegenüberstanden, wie z. B. ein römischer Centurio (Apostelgeschichte 10, 2 etc.), oder sogar von Hinzugekommenen (Proselytoi), in deren Reihen ja auch sogar Fürsten eintraten, wie der König Izates von Adiabene usw. (in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt“ 1912, S. 495 f.) [2]). Auf jeden Fall aber sollte der religiöse Gegensatz nicht als Antisemitismus bezeichnet werden. Der nur mit rein geistigen Mitteln zu führende Kampf um die religiöse Überzeugung oder die Weltanschauung ist eine zu zarte Sache, als daß sie in nationale oder überhaupt äußerliche Kämpfe hineingezogen werden sollte, und einen Faktor des „Antisemitismus“ kann der religiöse Gegensatz gegen das Judentum um so weniger ausmachen, als die religionsgeschichtliche Stellung Israels nichts mit dessen Semitentum zu tun hat, wie in der unten folgenden Darstellung selbst begründet werden soll.

2. Sodann auch von einem politischen und wirtschaftlich-sozialen Antisemitismus zu sprechen, hat keine innere Berechtigung.

---

1) Oracula Sibyllina, Buch III, V. 167 und 218 ff.

2) So ist ja wirklich einigermaßen Grund vorhanden, von einer „Hellenisierung des semitischen Monotheismus“ zu sprechen, wie es Adolf Deißmann in seiner so betitelten Schrift (1903) getan hat.

Gewiß sind in den Jahrzehnten kurz vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung die Juden „immer sehr loyale Anhänger des jeweiligen Machthabers gewesen und haben sich dadurch nach und nach wichtige Privilegien zu sichern gewußt“ (Wilcken a. a. O., S. 786). Aber wenn dieser Umstand auch damals die Eifersucht anderer Bestandteile des betreffenden Staatskörpers erregen durfte, so hing doch jenes Verhalten von Juden wieder seinerseits mit ihrer Stellung als Kolonisten oder Fremden in den betreffenden Ländern zusammen, die ihr Streben nach Schutz von Seiten der Machthaber hervorrufen mußte. Jedenfalls hatte auch dies mit der Nationalität der Juden ebenso wenig zu tun, wie jetzt ihre politische Parteistellung. Wenn sie da wesentlich auf der sogenannten liberalen Seite stehen, so hängt dies mit ihrer Ansicht zusammen, daß sie in bezug auf ihre staatliche Anerkennung noch Wünsche hegen dürften, und diese durch das von der linken Seite des Parlaments besonders begünstigte Weiterschreiten der Gesetzgebung um so schneller erfüllt werden können. Aber arbeiten denn nicht auch viele Leute von anderer Nation und Religion mit ihnen in dieser Richtung zusammen?

Ferner auf w i r t s c h a f t l i c h e m Gebiete haben sie einstmals — was aber doch auch niemand erwarten sollte — nicht mancher tadelhaften Elemente entbehrt. „Die ptolemäischen Urkunden bieten uns einige Fälle von Unredlichkeiten von Juden im Handel und Wandel“ (Wilcken a. a. O., S. 788). Aber das kommt ja auch bei andern Abteilungen der Staatsangehörigen vor, und auch Wilcken selbst bemerkt mit Recht, daß „nichts unsachlicher wäre, als diese Einzelfälle zu generalisieren oder auf der andern Seite vergessen zu wollen, daß uns genau so auch von Hellenen und Ägyptern viele Fälle von Betrug, Diebstahl usw. urkundlich überliefert werden“. Freilich in einem Briefe aus dem Jahre 41 n. Chr., welcher aus der mittelägyptischen Provinz Fajjûm stammt

und jetzt auch von Wilh. Schubart[1]) übersetzt ist, begegnet die Warnung, gegenüber drängenden Gläubigern sich etwa zu den Juden zu flüchten[2]). Dies kann L. Blau in seiner oben zitierten Schrift[3]) nicht ganz seiner Bedeutung berauben. Seine Bemerkungen: „Was hatte dieser verkrachte Herakleides noch zu verlieren, daß er vor Wucherern gewarnt werden mußte? Von einem Hellenen wird er ganz zugrunde gerichtet und vor jüdischen Wucherern wird er gewarnt“ können dem Satze jenes Briefes *(βλέπε σαυτὸν ἀπὸ τῶν Ἰουδαίων)* nicht wirklich seine Beweiskraft nehmen. Aber schon Wilcken (a. a. O., S. 790 f.) sagte zur richtigen Beleuchtung dieses Satzes z. B. dies, daß „in der gesamten antisemitischen Literatur, von der freilich nur geringe Reste erhalten sind, der Vorwurf des Wuchers n i c h t begegnet“, und „zur richtigen Beurteilung jener Warnung darf man nicht vergessen, daß nicht lange vorher, nach dem Tode des Cajus (Januar 41), die alexandrinischen Juden eine Griechenhetze inszeniert hatten (Josephus, Antiquitates 19, 278 ff.), daß also die politische Spannung zu der Zeit, wo der Brief geschrieben wurde, eine sehr hohe war“. Auf jeden Fall also kann jener Satz eine übertreibende Verallgemeinerung in sich schließen, und niemand sollte jemals vergessen, daß hohe Zinsen einbringende Geldgeschäfte zu allen Zeiten auch von Gliedern anderer Nationen und Religionsgemeinschaften getrieben worden sind und getrieben werden.

---

1) Schubart, Tausend Jahre am Nil (1912), S. 50.

2) Der Brief lautet in seinen hierher gehörigen Teilen: „Bitte [o Herakleides] ihn [deinen Gläubiger Ptollarion] täglich, vielleicht kann er sich deiner erbarmen. Wo nicht, so sieh auch du, wie alle tun, dich vor den Juden vor. Eher wirst du, wenn du ihm folgst, seine Freundschaft gewinnen können. Sieh zu, ob mit Hilfe des Diodorus die Schreibtafel von der Frau des Statthalters unterschrieben werden kann. Wenn du deine Sache betreibst, bist du nicht zu tadeln“.

3) Papyri und Talmud in gegenseitiger Beleuchtung (1913), S. 25.

3. Dies alles aber wird von mir wesentlich nur zu dem Zwecke gestreift, daß ich etwas dazu beitrage, den Begriff des „Antisemitismus“ von seinen unberechtigten Ingredienzien zu befreien und durch die Herausstellung seines eigentlichen Begriffes ihn um so sicherer taxieren zu helfen. Dieser eigentliche Begriff von Antisemitismus ist selbstverständlich der Gegensatz gegen einen Menschheitszweig wegen seiner Zugehörigkeit zur semitischen Völkerfamilie.

Ob dieser Rassengegensatz gegen die Judenschaft schon einstmals im Altertum wirklich eine Rolle gespielt hat, kann ich nicht konstatiert finden. Denn selbstverständlich empfanden die Griechen bei dem Juden die spezielle Fremdheit seiner Sprache, aber das hatten sie doch auch einst gegenüber den Phöniziern empfunden, die frühzeitig in ihre Gewässer kamen und „wie das übrige Land, auch Argos häufig besuchten“ (Herodot I, 1). Einige spezielle Sitten der Juden waren vielmehr religiöse Gebräuche und fielen also für einen klaren Beurteiler der Sache außerhalb des Rassengesichtspunktes. In seinem Kapitel „Zu den Gründen des alexandrinischen Antisemitismus“ ist auch bei Wilcken nicht von einem Motiv die Rede, das vom Rassengegensatz hergenommen wäre. Daß sodann die Bedrückungen, denen die Juden im Mittelalter vielfach ausgesetzt waren, meist aus religiösem und zum Teil aus wirtschaftlichem Anlaß geboren wurden, ist bekannt.

Soviel also mir konstatiert zu sein scheint, ist es erst der neuesten Zeit vorbehalten gewesen, den Rassengegensatz als einen selbständigen Anlaß zur Geringschätzung der Judenschaft und zum Kampfe gegen dieselbe geltend zu machen [1]). Man tut es auch allerneue-

---

1) Am bekanntesten ist dieser Standpunkt aus Werken von Houston Stewart Chamberlain: „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ u. andere.

stens wieder um so heftiger, je mehr dieser eigentliche Antisemitismus in den Bestrebungen mancher Kreise, die sich hauptsächlich um Aufstellungen von Guido List scharen und eine „ario-germanische“ Weltanschauung verteidigen wollen, neue Bundesgenossen gefunden zu haben meint.

Dieser antisemitische Kampf um des Rassen-gegensatzes willen richtet sich nun nicht nur gegen die Judenschaft unserer Gegenwart, sondern betrifft auch die alte Literatur und die einstmalige religionsgeschichtliche Stellung des Volkes Israel mit Einschluß der Wirksamkeit Jesu. Auch deren Herkunft, Geschichte und Bedeutung sollen unter dem Gesichtspunkt der Rassenzugehörigkeit erklärt und gewürdigt werden. Damit wird natürlich ein überaus wichtiges Problem den Erforschern der menschlichen Kulturgeschichte zugeschoben, wie ein solches ja auch in der Frage des Panbabylonismus herangerollt wurde, und es muß Sorge getragen werden, daß durch die Geltendmachung des Rassengesichtspunktes nicht der Erfolg eines echtkritisch-historischen Studiums der biblischen Geistesgeschichte vereitelt werde. Also noch ganz abgesehen davon, daß in den neuesten antisemitischen Veröffentlichungen auch die heftigsten direkten Herausforderungen gegen die Vertreter der alttestamentlichen Fachwissenschaft geschleudert worden sind, muß es notwendig erscheinen, das Gestrüpp, das von solchen eigentlichen Antisemiten in bezug auf die Rassenverhältnisse Palästinas und speziell Israels sowie Galiläas immer von neuem angepflanzt und gepflegt wird, einmal mit ruhiger Hand anzufassen, um den Boden der geschichtlichen Wahrheit womöglich von diesem Unkraut zu säubern.

Dieser Aufgabe will ich mich auf den folgenden Blättern unterziehen, indem ich, wenn auch in aller Kürze — hauptsächlich in bezug auf peripherische Fragen —, so doch mit hinreichend erscheinender Gründlichkeit die an-

gedeuteten Fragen zu erörtern streben werde. Sollte es mir dadurch gelingen, etwas zur Freimachung der Bahn für die rein geschichtliche Erforschung einiger Hauptfragen der alten Kulturgeschichte und zugleich zur Versöhnung der modernen Geistesrichtungen beizutragen, so würde ich damit reichlich belohnt sein.

Zu den neuesten Behauptungen des Antisemitismus gehört in erster Linie auch diese, daß der Gott des Alten Testaments ein blutdürstiger Freund von Menschenopfern oder wenigstens ein gewalttätiger, von launenhafter Willkür erfüllter Herrscher gewesen sei. So wird es ja von einem der eifrigsten Wortführer des Antisemitismus, Th. Fritsch, in seinem Buche „Mein Beweis-Material gegen Jahweh“ [1]) dargestellt.

Aber erstens ist dies nicht so, wenn man, wie es doch sein soll, die alten Quellen als Zeugen der Religionsgeschichte Israels respektiert. Denn schon in der ältesten von den Schichten, aus denen nach der neueren Wissenschaft vom Alten Testament die „fünf Bücher Mosis“ (der Pentateuch) aufgebaut sind, wird das religiöse Bewußtsein zum Ausdruck gebracht, daß die Gottheit der Patriarchen über die Forderung von Menschenopfern erhaben war (Gen. 22, 11), während bei der umwohnenden Urbevölkerung Palästinas, wie die Ausgrabungen zu Ta'annek, Gezer usw. gezeigt haben, die Kinderopfer z. B. in Gestalt von Bauopfern sehr im Schwange waren. Auch betont der Gottesname, der auf der patriarchalischen Stufe der israelitischen Religionsentwicklung im Vordergrunde stand, nämlich Schaddaj (Gen. 17, 1 etc.), die Macht unter den Eigenschaften Gottes, aber nicht seine Gewalttätigkeit. Denn schon in den ältesten Quellen wird

1) Die gewöhnlichere und richtigere Schreibweise ist „Jahve“ (der Ewige usw.).

der Gott der wahren Religion Israels als Rächer unschuldig vergossenen Blutes, als Entscheidungsinstanz bei Rechtsstreitigkeiten, als der, in dessen Namen Recht gesprochen wird, charakterisiert (Gen. 4, 10; 16, 5; Exod. 18, 13 ff. usw.). Solche Erzählungen aber, wie z. B. die von einer über viele Bewohner der Stadt Bethsemes verhängten Katastrophe (1. Sam. 6, 19 f.), wollen keineswegs die Gottheit als ein von Launenhaftigkeit bewegtes Wesen charakterisieren. Sie fanden in dem Verhalten jener Personen vielmehr einen Ausdruck der Unehrerbietigkeit oder Pietätlosigkeit gegenüber der Gottheit und sahen in dem Verhängnis daher eine gerechte Äußerung des Zornes, wie dies alles — zur Beleuchtung einer jetzt weithin verbreiteten Meinung — eingehend in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt" (1912), S. 175—195, erörtert worden ist.

Sodann zweitens wird doch auch von denjenigen Vertretern der alttestamentlichen Forschung, welche die soeben beleuchtete Charakteristik in bezug auf die Gottheit der ältesten Periode Israels mehr oder weniger für richtig halten, offen anerkannt, daß auf einer späteren Stufe der religiös-sittlichen Entwicklung Israels die Gerechtigkeit und die Liebe unter den Gesichtspunkten und Motiven des Gottes der alttestamentlichen Religion betont worden sind, wie hauptsächlich seit der Wirksamkeit der Propheten Amos und Hosea (meine Geschichte, S. 313 bis 315).

Wenigstens dieser letzterwähnten Erkenntnis konnten sich nun auch die Wortführer des Antisemitismus nicht auf die Dauer verschließen. Der oben erwähnte Vertreter desselben hat in einem Aufsatze „Zur Entstehungsgeschichte des Alten Testaments" in der Monatsschrift „Der Hammer. Blätter für deutschen Sinn" (1913), S. 113 ausdrücklich bemerkt, man habe seine Auffassung als einseitig bezeichnet und darauf hingewiesen, daß sich im Alten Testament auch eine edlere Gottesvor-

stellung finde, als wie er sie in seinem Buche „Jahweh-Schaddai" gekennzeichnet habe. Dieses Zugeständnis hat für ihn aber nun den Ausgangspunkt des Streifzuges in das Gebiet der Wissenschaft vom Alten Testament gebildet, zu dessen Beurteilung ich die Feder ergreifen muß. Nämlich er wirft die Fragen auf: „Ist der erhabenere Gottesbegriff der Propheten noch rein jüdisch? Ist er identisch mit dem Gott des Moses und dem Gott der Talmudisten?" Dann fährt er fort, daß er beweisen wolle, daß dies nicht der Fall sei, und diesen Beweis wolle er gegenüber „den theologischen Kreisen und vielen gelehrten Orientalisten" führen, die „im allgemeinen in der Vorstellung befangen seien, als sei Palästina seit der Einwanderung der Juden aus Mizrajim (Ägypten?) bis zur Zeit Christi ein von einer einheitlichen jüdischen Bevölkerung bewohnter Staat gewesen und als seien alle kulturellen, geistigen und religiösen Erscheinungen in jenem Lande und zu jener Zeit ein Werk des jüdischen Stammes".

Daraus ergibt sich natürlich für die, welche das Gebiet der israelitischen Literatur und Kultur wissenschaftlich zu vertreten haben, eine wichtige Aufgabe. Es gilt festzustellen, ob dieser Vorwurf der Befangenheit begründet ist. Denn solche Anklagen totzuschweigen, kann nicht das Ansehen der Wissenschaft fördern und verstößt auch gegen ihre Pflicht, mit dem geistigen Leben der Umwelt in Kontakt zu stehen und auf dieselbe womöglich einzuwirken. Die demnach zu lösende Aufgabe wird aber naturgemäß zwei Hauptfragen zu beantworten haben. Denn vor allem ist zu fragen, ob eine verschiedene Rassenzugehörigkeit von aufeinanderfolgenden oder nebeneinander wohnenden Teilen der Bevölkerung Palästinas festgestellt werden kann, und sodann ist zu untersuchen, ob betreffs dieser wirklichen oder angeblichen Rassenverschiedenheiten ein Einfluß auf die geistige Kultur innerhalb der Bibel behauptet werden

kann. Diese doppelseitige Untersuchung wird aber drei Gänge zu unternehmen haben, weil in neuerer Zeit — hauptsächlich von antisemitischer Seite her — behauptet worden ist, daß zu drei einzelnen Zeiten die Verschiedenheit der Rasse auf den Geist der biblischen Gedankenwelt eingewirkt habe.

I.

Die früheren Bewohner Palästinas und die Israeliten.

1. Die Rassenangehörigkeit der ältesten Bewohner Palästinas, die — was für den Wert der israelitischen Erinnerungen überaus wichtig ist — im althebräischen Schrifttum zwar als Zeitgenossen des ersten Patriarchen (Gen. 14, 5 etc.) erwähnt, aber in Berichten über Moses Zeit als „frühere" Leute charakterisiert sind (Deut. 2, 10 ff.), ist in den oben zitierten Sätzen selbst nicht als für die vorliegende Frage wichtig hingestellt worden. Also auf einen etwaigen kulturellen Einfluß der Enakiden zu Hebron (Gen. 23, 2 vgl. Arba in Jos. 15, 13) auf Abraham reflektiert der Verfasser jenes Artikels selbst nicht. Die Rasse dieser Ureinwohner läßt sich in der Tat nicht mit Sicherheit bestimmen. So sagt auch Thomsen [1]), obgleich er dazu neigt, Indogermanen in ihnen zu sehen. Es gibt keine Momente, die entscheiden könnten, daß sie keine Semiten gewesen sind. Allerdings maßen die ältesten Ansiedler, deren Knochen bei den Ausgrabungen in Gezer beobachtet werden konnten, meist nur 1,62 m und höchstens 1,70, während die Semiten durchweg größer waren. Aber man hat doch nur wenige Skelette messen können. Jene Ureinwohner hatten ferner die Sitte der Totenver-

1) P. Thomsen, Kompendium der palästinischen Altertumskunde (1913), S. 12.

brennung, aber die Semiten begruben ihre Toten, und das Verbrennen tritt bei diesen nur ausnahmsweise auf (das „und sie verbrannten“ 1. Sam. 31, 13 fehlt im Paralleltexte 1. Chron. 10, 12). Sodann daß die Namen Zuzim etc. (Gen. 14, 5 etc.) sich nicht aus den semitischen Sprachen erklären lassen, kann ich nicht mit Thomsen urteilen (vgl. mein Hebr. Wörterbuch 1910, S. 88a etc.). Endlich die Aufrichtung von Steintischen etc. (Dolmen, Menhirs, Kromlechs) könnten den Gedanken an Indogermanen nahe legen, aber auch Thomsen (S. 13) erinnert mit Recht daran, daß „das Vorkommen von Dolmen nicht nur durch eine einheitliche Rasse, sondern auch durch eine Parallelentwicklung unabhängiger Völker erklärt“ werden kann.

Die S. 10 zitierten Sätze setzen mit ihrer Betrachtung gleich bei der Zeit ein, wo die Israeliten aus Miṣrájim auszogen, dessen Identität mit Ägypten Fritsch unbegründeterweise für fraglich hält, weil die von H. Winckler und F. Hommel aufgestellte Behauptung, daß der Name Miṣrájim an einer Reihe von Stellen des Alten Testaments nicht seinen sonstigen Sinn „Ägypten“ besitze, sondern eine Gegend in Nordarabien bezeichne, in meiner Schrift „Fünf neue arabische Landschaftsnamen im A. T.“ (1901), S. 19 ff. als falsch erwiesen worden sein dürfte, wie auch z. B. von dem Ägyptologen W. Spiegelberg (zu Straßburg) in seiner Schrift „Ägyptologische Randglossen zum A. T.“ (1904), S. 28 geurteilt wird.

Seit der mosaischen Zeit nun tauchen, wie von jenem Artikel betont wird, in der „jüdischen“ Geschichte fortwährend die Namen anderer Stämme auf, die mit und neben den Juden Palästina bewohnten, wie Hethiter, Edomiter, Kanaaniter, Amoriter, Moabiter, Pheresiter, Jebusiter, Philistäer, Samarier, Galiläer usw. Nun soll nichts darauf ankommen, daß in dieser seiner Aufzählung erstens die Edomiter mitfigurieren, die doch getrennt von den Israeliten südlich vom Toten Meere siedelten, daß zweitens die Kanaaniter und die Jebusiter nebeneinander ge-

nannt werden, während der letztere Name nur eine Unterabteilung der Kanaaniter bezeichnete (Gen. 10, 15 f.), und daß drittens die „Samarier" nur einen Teil Israels bildeten, wie auch in der besonderen Erwähnung der Galiläer nur eine Vorausnahme steckt, als wenn schon ausgemacht wäre, daß sie keine Israeliten gewesen seien, was erst weiter unten im dritten Teile erörtert werden soll. Vielmehr soll anerkannt werden, daß allerdings in Palästina neben den semitischen Israeliten auch nach Moses Zeit noch lange viele Reste der früheren Bewohner existierten, die nicht durch die ersten Siege der Israeliten gleich völlig hatten überwunden werden können, wie ausdrücklich von den althebräischen Geschichtsschreibern in einer wichtigen Reihe von Stellen (Jos. 15, 63; 16, 10; 17, 12 ff. usw.) zugestanden worden ist, und die Frage nach der Rassenzugehörigkeit dieser früheren und noch lange weiterexistierenden Bewohner Palästinas ist seit einigen Jahren eine geradezu brennende geworden.

Die Amoriter allerdings, die von der nach meiner Ansicht ältesten Pentateuchschicht (dem Elohisten) als die vorisraelitische Gesamtbevölkerung Palästinas genannt zu werden pflegen, sind vergeblich als Indogermanen hingestellt worden durch A. H. Sayce (in Oxford). Denn die ägyptischen Abbildungen, auf die er sich berief, sind unzuverlässig, wird doch „der elende Fürst von Amur" auf dem einen Bilde „bartlos" und auf einem andern Bilde als bärtiger Semit dargestellt, und so sind die Amoriter auf den ägyptischen Gemälden sonst „immer als Semiten dargestellt" nach den genauen Angaben des Ägyptologen W. Max Müller bei Clay in dessen Schrift „Amurru, the Home of the northern Semites" (1909), p. 29, note 1. Auch deshalb kann kein Gewicht darauf gelegt werden, daß der Amoriter auf ägyptischen Abbildungen als „blond und blauäugig" erscheine, wie es in „Der Hammer", S. 113 heißt. Auf jeden Fall geben die babylonischen Nachrichten die bestimmte Kunde, daß die Amurru, über welche

massenhafte Aussagen in den Keilschrifttexten vorliegen, Westsemiten waren, wie H. Zimmern, Die Keilinschriften und das A. T. (1903), S. 480 und H. Winckler, Vorderasien im zweiten Jahrtausend (1913), S. 101 zeigen.

Ferner betreffs der Kanaaniter, wozu bekanntlich die Phönizier gehörten, ist am sichersten bei der in der hebräischen Völkertafel (Gen. 10, 15—19) vorliegenden Nachricht zu beharren, daß sie zu der Völkerfamilie der hamitischen Stämme gehörten, von denen hauptsächlich die Ägypter und Äthiopier bekannt sind, wie ja auch nach Herodot (II, 29; VII, 69 etc.) sich ein äthiopischer Völkerstreifen von Meroe aus durch Arabien weiter nach dem Osten hinzog. Die Phönizier erzählten auch selbst von sich (Herodot I, 7; VII, 89), daß sie vom Roten Meere hergekommen seien, und bei ihnen kann ein Sprachenwechsel wie z. B. bei den Langobarden oder Westgoten eingetreten sein, wie ich längst geltend gemacht habe (in meinem Hebräischen Lehrgebäude I, S. 14 f.), und wie neulich auch W. Max Müller bemerkte, eine erste Erkenntnis der „Linguistik sei, daß Rasse und Sprache sich häufig ganz und gar nicht decken“ (Orientalistische Literaturzeitung 1912, Sp. 36).

Endlich aber wie liegt die Sache betreffs des ethnologischen Zusammenhanges der Hethiter? Nun hauptsächlich durch die Auffindung vieler Keilschrifttexte, die 1906/7 dem nun verstorbenen Assyriologen H. Winckler zu Boghaz-köi im südöstlichen Kleinasien geglückt ist, ist viel Licht über das Volk der Hethiter verbreitet worden, das in jener Stadt den Mittelpunkt seines Reiches besaß und bei den Ägyptern als die Cheta, wie bei den Babyloniern und Assyrern als die Chatti bezeichnet wird. Durch die ersten Mitteilungen über den Inhalt jenes Fundes von Boghaz-köi, die im Dezember 1907 in den „Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft“ erfolgten, ist bekannt geworden, daß in den dort gefundenen Schriftstücken die Götternamen Mitra, Varuna und Indra vor-

kommen, und zwar bei den Charri, einem Teile der im nördlichen Mesopotamien lange Zeit ein großes Reich bildenden Mitanni [1]). Aber auch aus der Bildung der Eigennamen ist bei den Mitanni und den Chatti auf arischen Ursprung ihrer Träger zu schließen. Um so genauer hat man dann nach 1907 auch in den bekannten Amârnabriefen, die im 14. Jahrhundert hauptsächlich von ägyptischen Vasallen in Kanaan und nordwärts an die Pharaonen geschrieben worden sind, auf n i c h t - s e m i t i s c h e Elemente geachtet, wie man bei Frz. Böhl in seiner Schrift „Die Sprache der Amârnabriefe“ (1909), § 28 ersehen kann. Bei den Hethitern in Boghaz-köi und südwärts hat man die Arzawa-Sprache gefunden, die von dem norwegischen Assyriologen Knudtzon, wenn auch noch nicht mit voller Sicherheit, als eine indogermanische angesehen wird [2]), und Spuren von ihr weisen in den Amârnabriefen gerade nach dem Süden Palästinas, sodaß die lange Zeit bezweifelte, ja verspottete, Angabe von den Hethitern in Hebron (Gen. 23, 2 ff.) neuerdings als gerechtfertigt anerkannt worden ist (vgl. namentlich Frz. Böhl, Kanaanäer und Hebräer 1911, S. 13—17, auch A. Gustavs, Hethitische Parallelen zum Namen Urijja 2. Sam. 11, 3 in der Zeitschrift für die alttestl. Wissenschaft 1913, 201 ff.).

2. Was aber ist nun betreffs des Einflusses dieser Völkerzweige auf die geistige Kultur Israels zu urteilen?

---

1) Dies wird auch schon von O. Schrader in seinem Buche „Die Indogermanen“ (1910), S. 9 erwähnt. Aber v. Pflugk-Hartung in seiner Broschüre „Aus Urzeit und Altertum“ (1912) bemerkt bei den Indogermanen noch nichts von diesen neueren Funden.

2) Der Name Jerusalem (Urusalim in den Amârnabriefen) wird aber doch nicht aus indogermanischem *R(sch)-l-m* (vgl. den Bergnamen Solyma im kleinasiatischen Lykien) herstammen, wie Hub. Grimme in der Orientalistischen Literaturzeitung 1913, 152 ff. will. Das *Schalem* in Ps. 76, 3 ist doch eine Kurzform, wie sie in meinem Lehrgeb. II, 448 besprochen sind, und Solyma hing gewiß mit phönizischem *schalem* „friedlich, sicher“ zusammen, was auch zur Bezeichnung eines Berges als einer Zufluchtsstätte geeignet war.

Insbesondere wegen der neuen Erkenntnisse, die über nichtsemitische, und zwar arische, Rassenangehörigkeit von Bewohnern Palästinas gewonnen worden sind, betonte auch Böhl a. a. O. 1911, S. 20, daß „die verschiedenen nicht-semitischen Bestandteile der vorisraelitischen Bevölkerung Kanaans erheblichen Einfluß auf die Rasse, Religion und Kultur der späteren Bewohner des Landes, also vor allem der Israeliten ausgeübt haben müssen“, und wesentlich dieser Gedanke ist es, der in jenem Artikel der Monatsschrift „Der Hammer“ geltend gemacht werden soll.

Ebensowenig, wie von Böhl, ist aber auch in diesem Artikel die Lösung des hier vorliegenden Problems unternommen, sondern „den Fachgelehrten vorbehalten“ worden. Allerdings kaum hat der Verfasser des Artikels diesen Akt der Bescheidenheit geübt, so setzt er doch sofort in Sperrdruck hinzu, soviel aber wage er zu behaupten, daß „nicht alles, was im Alten Testament steht, jüdisch ist“ (S. 114). Damit nun hat er, ohne daß er es wußte, eine höchst interessante Seite an der althebräischen Literatur berührt. Es finden sich ja in der Tat innerhalb des Alten Testaments einzelne Teile, die ausdrücklich von Fremden hergeleitet sind. So ist es bei den beiden Schlußkapiteln des Buches der Proverbien, welche zwei Königen des Königreichs Massa zugeschrieben sind, das hauptsächlich nach den Untersuchungen von Ferd. Mühlau am Ostabhang des bekannten Haurangebirges (östlich vom Ostjordanland) gelegen hat. Nicht bloß also ist die Erörterung des Problems vom Leiden frommer Menschen einem Kreise von Nichtisraeliten (drüben in den östlichen Gegenden) vom Schöpfer der Hiobdichtung zugeschrieben und nicht bloß ist die Weisheit der „Söhne des Ostens“ mehrmals im althebräischen Schrifttum gerühmt (1. Kön. 4, 30; Jer. 49, 7usw.), nein, sogar Literaturprodukte von Ausländern sind mit ausdrücklicher Anerkennung in das klassische Schrifttum Israels aufgenommen worden.

Aber so zum Ruhme der Israeliten war jene Behauptung, daß „im Alten Testament nicht alles jüdisch sei“, keineswegs gemeint. Nach ihrem Urheber sollte diese Behauptung vielmehr den Vorwurf aussprechen, daß „in den alttestamentlichen Schriften erhebliche Bruchstücke und Entlehnungen aus älteren Literaturkreisen enthalten“ seien, was aber dadurch vertuscht worden sei, daß „die jüdischen Sammler und Redaktoren es verstanden hätten, überall ihren Stammes- und National-Gott Jahweh anstelle der fremden Gottesnamen einzusetzen“. Auch dies aber ist nur eine vage Behauptung und daher eine unbegründete Verdächtigung. Denn erstens macht der Verfasser keinen Versuch, solche Partien im Alten Testament, welche Entlehnungen aus dem „ägyptischen, babylonischen, assyrischen, elamitischen usw.“ Gedankenkreise sein sollen, nachzuweisen. Zweitens ist nicht einmal in bezug auf solche Partien des althebräischen Schrifttums, die, wie die Sintfluterzählung, manche Übereinstimmung mit der babylonischen Flutdarstellung besitzen, die jetzt weithin herrschende Entlehnungstheorie die wahrscheinlichste. Denn Materialien, die Abraham selbst aus seiner babylonischen Heimat (Gen. 11, 28) mitgebracht und auf seine Nachkommen überliefert haben kann, brauchten diese doch nicht erst hinterher von den Babyloniern zu entlehnen. Viel wahrscheinlicher ist also schon deswegen die Annahme einer V e r e r b u n g solcher Traditionsstoffe. Gegen das jetzt so oft verkündete Dogma ihrer Entlehnung spricht ja auch noch, daß die führenden Geister Israels so laut gegen die mythologischen Vorstellungen der andern Nationen protestierten (Jes. 46, 1; Jer. 50, 2; Hes. 8, 14 usw.), und daß auch die Gelegenheit zu solcher Entlehnung keineswegs eine naheliegende war, weil jener Satz von Kanaan als „einer vollständigen Domäne der babylonischen Kultur“ in die Luft gebaut war (meine Geschichte, S. 275 ff.).

Auch dies ist hier noch kurz anzudeuten, daß unter

den Elementen der israelitischen Kultur selbstverständlich viele sind, die den Hebräern mit den umwohnenden Völkern gemeinsam waren. So ist es im profanen Gebiete in bezug auf Werkzeuge, Maße, Gewichte usw. usw. So ist es — was weniger bekannt und doch außerordentlich wichtig ist — auch sogar in bezug auf Religiosität und Kultus. Denn z. B. das Gebet, das Opfer, der Bau von Altären ist aus der Übung der allgemein menschlichen Pietät in die alttestamentliche Religion übernommen und nicht etwa erst geboten worden. Doch um solche allgemein-menschliche Faktoren der biblischen Kultur handelt es sich nicht in dem jetzt zu erörternden Thema.

Indes können nicht wirklich unsemitische und speziell indogermanische Bestandteile im religiös-sittlichen Gedankenkreise des älteren Israel entdeckt werden?

Nun, frühere Autoren haben ja solche Zusammenstellungen gemacht, wie die des Namens Noach mit den Silben *nysos* in dem Gottesnamen Dionysos [1]). Ferner Jul. Grill in „Die Erzväter der Menschheit" (1875) hat Noach als Umgestaltung eines sanskritischen *navaka* angesehen, womit er das wirkliche Sanskritwort *navika* „Schiffer" meinte. Unter dem Eindruck der obenerwähnten neuen Entdeckungen über Spuren von indogermanischen Völkerschaften im vorderen Asien hat Martin Gemoll [2]) hauptsächlich folgendes Dreifache behauptet. Erstens der Gott Ahura, den man aus dem Ahuramazda der Religion Zoroasters kennt, „verberge sich im Alten Testament unter dem Namen des ersten Priesters Israels Aharon und unter dem Namen des Patriarchen Abram" (Grundsteine 454; Indogermanen 39 usw.). In bezug darauf muß nun vor allem schon die allgemeine Bemerkung gemacht werden, daß nach dem Grade von Sicherheit, der

1) Buttmann in seinem „Mythologus", Bd. I, S. 173.

2) M. Gemoll, Grundsteine zur Geschichte Israel [1911] und „Die Indogermanen im alten Orient" [auch 1911].

für die Nachrichten Israels betreffs seiner alten Schicksale hauptsächlich durch die von mir vorgelegte Quellenkritik (meine Geschichte 2—16 u. 119—128) erwiesen worden ist, der mythologische Ursprung der Persönlichkeiten Abram und Aaron nicht angenommen werden kann. Diese alten Quellen haben ja auch wirklich an einer Stelle (Gen. 6, 1—4) offen davon gesprochen, daß Gottessöhne in die irdische Sphäre eingetreten seien, aber bei den Erzählungen vom ersten Patriarchen und vom Bruder Moses haben sie so rein menschliche Gestalten gezeichnet, daß es basislos ist, sie als ursprüngliche Götter hinzustellen. Außerdem besitzt der Name Abrâm eine einfach semitische Herkunft, wie er auch bei den Babyloniern als Bezeichnung gewöhnlicher Menschen vorkommt, und Aharon ist durch F. Hommel (München) als das südarabische Aharân nach gewiesen worden (mein Hbr. WB. 1910, 6b). — Zweitens stellt Gemoll die keltische Sagengestalt Llud oder Llaw mit Abrahams Neffen Lot (mit emphatischem Dental am Ende!) zusammen, denn jener Kelte hatte drei Töchter, von denen zwei böse waren, und Lots Töchter waren auch böse (Indogermanen, S. 41). Darüber braucht wohl nur der einzige Satz gesagt zu werden, daß solche ähnliche Züge in den menschlichen Überlieferungen vorkommen können, ohne daß von ebenderselben Person die Rede wäre. — Das wichtigste hier bei dieser Untersuchung ist aber, daß Gemoll drittens die indische Gottesbezeichnung Jama oder Jima als die frühere Form des hebräischen Gottesnamens Jahve hinstellt (Grundsteine 457; Indogermanen 108). Man konnte freilich denken, daß wir in der Sprachwissenschaft jetzt über solche Zusammenstellungen von Wörtern nach äußerlicher Klangähnlichkeit hinaus wären. Außerdem ist Jahve nach aller Wahrscheinlichkeit (nachgewiesen in meiner Geschichte 156) die Fortbildung einer babylonisch-vormosaischen Gottesbezeichnung Ja-u. Endlich ist doch der Sinn solcher Namen die Hauptsache, und darnach ist

Jama „der Beherrscher der Toten“ [1]), aber Jahve bedeutet „der da ist“, bezeichnet also den Seienden, Ewigen, Beständigen, Getreuen. — Durch eine derartige Beweisführung, wie sie hier in Proben sich vorgestellt hat, wird die Geschichtswissenschaft sich nie zu dem Urteil bewegen lassen, daß „der überwiegende Teil der biblischen Mythen indogermanischen, und zwar keltischen Ursprungs ist“ (Gemoll, Die Indogermanen, S. V), und selbst davon würde noch keineswegs das Wesen und der Geist der alttestamentlichen Religion (vgl. meine Geschichte 101, 141 f.) abhängen.

Und wie endlich ist der Einfluß der Kanaaniter auf die Geisteskultur Israels zu bestimmen? Nun, die Kanaaniter-Phönizier haben sich, wie schon zu erwähnen war, allerdings in bezug auf die Sprache dem Semitismus assimiliert, indem sie einen ähnlichen mittelsemitischen Dialekt sich angeeignet haben, wie das Hebräische war[2]). Trotzdem bilden die eigenartigen Momente ihrer Kultur gegenüber der babylonischen, wie sie in meiner Geschichte 275—278 zusammengestellt worden sind, ein beträchtliches Ganze. Doch welches war ihr Einfluß auf Israel? Die Antwort kann kurz so lauten: Betreffs mancher Bestandteile der äußerlichen Kultur, wie Schrift und Schreibrichtung, Jahresanfang (im Herbst) und Monatsnamen, zeigt sich eine Übereinstimmung und also eine Abhängigkeit des alten Israel von Kanaan. In bezug auf Religion und Kultus aber läßt sich nur Beeinflussung eines Teiles von Israel hinsichtlich der Praxis (Abfall zu Baal und Beteiligung am sinnenberauschenden Astartekult) nachweisen, aber nicht kann eine Veränderung des Wesens der prophetischen Religion des Jahvevolkes be-

---

1) F. Max Müller, Ursprung und Entwicklung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens, S. 378 f.

2) Was man z. B. aus meinem Schriftchen „Hebräisch und Semitisch. Grundlinien einer Geschichte der semitischen Sprachen“ [1901], S. 78 f. ersehen kann.

hauptet werden, wie dies durch eine eingehende Erörterung in meiner Geschichte, S. 254—275 begründet worden sein dürfte.

Folglich hat der erste Gang der hier zu leistenden Untersuchung nicht zu dem Ergebnis geführt, das der Verfasser jenes antisemitischen Artikels in „Der Hammer", obgleich er „die Untersuchung den Fachgelehrten vorbehielt", doch vorauszusetzen wagt. Er zieht sich, wie die nun angestellte Erörterung ergeben hat, in seinen Sätzen über den Anteil von Nichtsemiten an der alttestamentlichen Literatur und Kultur auf einen unsicheren Boden zurück. Er appelliert an Möglichkeiten, die sich nicht feststellen oder auch nur wahrscheinlich machen lassen. Dagegen das, was ausdrücklich überliefert und nach den oben aufgezeigten Grundlagen, wie z. B. auch der merkwürdigen Unterscheidung einer vormosaischen Periode, hinreichend gesichert ist, daß Israeliten schon seit dem ersten Patriarchen die Träger der besonderen Kultur Israels waren, das möchte er bei Seite schieben. Welche unwissenschaftliche Methode! Speziell das Zentrum der eigenartigen Kultur Israels, d. h. seine Religion, ist in der Reihe der Jahrhunderte (Jer. 7, 25) von ihren legitimen Vertretern vor grundstürzender Veränderung durch fremdnationale Einflüsse geschützt worden, und auch noch andere „sieben Tausend" (1. Kön. 19, 18) standen allzeit auf dem Plan, für diesen köstlichen Besitz zu kämpfen. Und kennt man nicht auch die Worte der Prinzessin Thamar: „So tut man nicht in Israel" (2. Sam. 13, 12)? Wie schmucklos und doch wie fest kommt in solchen Sätzen (zusammengestellt in meiner Geschichte, S. 41 u. 225) der althebräischen Literatur das Bewußtsein Israels zum Ausdruck, einen kulturellen Eigenbesitz zu haben!

Der Gipfelpunkt dieses kulturellen Eigenbesitzes von Israel, seine Religion und die darnach orientierte Moral, darf aber überhaupt nicht aus dem nationalen oder ethno-

logischen Gesichtspunkt betrachtet werden. Alle positiven und negativen Zeugnisse, die in der Literatur Israels über den Ausgangspunkt der religionsgeschichtlichen Stellung dieses Volkes in der antiken Menschheit enthalten sind und doch in erster Linie beachtet werden müssen, wissen n i c h t s von einem solchen Hervorwachsen der religiösen Eigenart Israels aus einer nationalen Anlage dieses Volkes oder auch aus seiner Zugehörigkeit zu den Semiten, wie sie auch nichts von dem sogenannten Beduinen-Ideal als dem Vater dieser Religion wissen (eine ausführliche Erörterung gibt meine Geschichte etc., S. 92—96, 103—105, 114 f). Wie sehr widersprechen solche moderne Auffassungen doch den Tatsachen! Oder kann diese religiöse Eigenart Israels etwa die feinste Blüte des Volksgenius gewesen sein? Man übersehe nicht, daß keine Nation so häufig von der Religion seiner führenden Geister weggestrebt hat! So aber stoßen die soeben angedeuteten neueren Theorien über die Basis der religionsgeschichtlichen Stellung Israels sich überhaupt an der historischen Wirklichkeit, wie in jenen meinen Untersuchungen gezeigt sein dürfte. Folglich kann eine wissenschaftliche und überhaupt objektive Betrachtung der Sache sich nur scheuen, die kulturelle Eigenart des Judentums unter den Gesichtswinkel der Nation oder der Rasse zu bringen.

II.

Israeliten und „Juden".

Man sollte ja nun denken, daß für die Aufstellung, die biblische Geisteskultur habe ihre Ausgangspunkte und Träger zum Teil bei Nichtsemiten gehabt, weiter keine Begründung gesucht werden könne, als die, welche auf dem ersten Gange dieser Untersuchung kontrolliert worden ist. Doch weit gefehlt, und ahnen konnte man dies

auch schon nach der in jenem Artikel von „Der Hammer" gewählten Ausdrucksweise, daß „nicht alles, was im Alten Testament steht, jüdisch sei". Damit zielt der Verfasser nämlich nicht bloß darauf, daß diese Behauptung gegen die Juden als das gegenwärtige Objekt antisemitischer Bekämpfung gerichtet sei, sondern darin liegt auch schon die Ansicht versteckt, daß innerhalb des alten Volkes Israel keineswegs alles „jüdisch" gewesen sei. Der Entfaltung dieser Ansicht ist aber die nächste Fortsetzung jenes Artikels gewidmet.

1. Da liest man nämlich Sätze, wie diese: „Von größter Bedeutung bei Erörterung dieser Dinge ist der Umstand, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein rassischer Unterschied und Gegensatz besteht zwischen Israel und Juda" (S. 114). Schon lange habe der Verfasser seine diesbezüglichen Vermutungen ausgesprochen, und diese hätten auch in einer anonym erschienenen Schrift über „Israel und Juda als weltgeschichtliche Doppelgänger" (1897) ihren Ausdruck gefunden. Dieselbe habe „das Verdienst, einen allgemein verbreiteten Irrtum aufgedeckt zu haben", allerdings „ohne bis heute vor der zünftigen Wissenschaft Beachtung zu finden". Genauer wird diese Entdeckung dann so formuliert: „Allem Anschein nach haben wir es in den Israeliten mit einem in Palästina ansässigen Hirten- und Ackerbauer-Stamme, einem Volke von offenbar tiefer Gemütsart, starker Frömmigkeit und religiöser Phantasie zu tun, mit welchem sich erst später die einwandernden Juden vermischen, derart, daß die letzteren (nämlich die eigentlichen Jakobs-Nachkommen) schließlich den Namen der Israeliten für sich beanspruchen" (S. 114).

Damit nun diese Aufstellung nicht länger, wenn auch nur mit einem Schein des Rechts, sich über Nichtbeachtung von Seiten der Wissenschaft beklagen könne, soll sie im folgenden einer Prüfung unterzogen werden. Aber wird deren Resultat ein anderes sein können, als daß den

Aufstellern dieser These der Vorwurf, Leute von „Phantasie“ zu sein, zurückgegeben werden muß, den sie dem von ihnen in die Geschichte eingeführten Stamme von „Israeliten“ machen wollen? Doch nun zur Sache selbst!

Es ist möglich, daß den Urhebern jener Gegenüberstellung von Israel und Juda eine dunkle Kunde von einer Behauptung zugeflogen ist, die man bei einigen neueren Darstellern der Geschichte Israels lesen kann. In der „Geschichte Israels“ von Hugo Winckler, Bd. 1 (1895), S. 21 liest man nämlich: „Das Deboralied erwähnt noch nichts vom Stamme Juda, er gehört also nicht zu Israel“, und dieselbe Behauptung findet sich bei Ed. Meyer [1]) und bei Paul Haupt [2]). Aber ist das Deboralied (Richt. 5, 2—31) wirklich eine Grundlage für diese Behauptung? Die Antwort muß schon deswegen „nein“ lauten, weil in diesem alten Triumphgesange auch die Stämme Simeon und Gad nicht erwähnt, und nur solche Teile Israels genannt sind, die wegen ihres Eifers für die Abwehr des damaligen Landesfeindes zu loben waren, oder wegen ihrer Nachlässigkeit in der Erfüllung patriotischer Pflichten sich einen besonderen Tadel zuziehen mußten. Außerdem kennt das Deboralied gar nicht den Namen „Israel“ als einen Gegensatz zu den Südstämmen. Endlich aber darf jenes Gedicht, das also für sich selbst keinen giltigen Beweis für die neue Behauptung gibt, nicht von den andern Nachrichten über die Beziehung des Stammes Juda zu Israel getrennt werden. In diesen andern Nachrichten (z. B. Gen. 44, 18 ff. und in den alten Sprüchen 49, 8—12) zeigt sich aber nicht die leiseste Spur davon, daß Juda nicht von vorn herein mit den andern Stämmen verbunden war. Mit diesen andern Nachrichten stimmt

---

1) In seinem Werke „Die Israeliten und ihre Nachbarstämme“ [1906], S. 440.

2) In der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft [1909], S. 516.

auch der Satz: „Höre, o Ewiger, die Stimme Judas, und laß ihn zu seinem Volke kommen!“ (Deut. 33, 7) durchaus zusammen. Denn der Dichter drückt sich ja so aus, daß darnach Juda von seinem Volke nur abgeschnitten war, und dies war in den Kämpfen der Fall, die in Richt. 1, 2—19 erzählt werden, Also in dem Gedichte ist durchaus nicht gesagt: „Laß ihn zu unserem Volke kommen“, wie wenn Juda nicht bereits zu Israel gehört hätte. Auch nach Richter 5, 14 waren die Amalekiter vom Norden der Sinaihalbinsel einmal bis gegen Ephraim im mittleren Palästina vorgedrungen und drohten also, Juda von seinem Volke abzuschneiden, und eben auf diese geschichtliche Situation bezieht sich nach aller Wahrscheinlichkeit jener Wunsch von Deut. 33, 7.

Die demnach unbegründete Aufstellung einiger neueren Autoren kann ebendeswegen nicht etwa eine Stütze für jene antisemitische Behauptung bilden, daß Juda nicht ebenso, wie die andern Stämme Israels, von alters her zum Gesamtvolke Israel gehört habe. Folglich bietet diese neuere Ansicht auch keine Handhabe für die aus jenem Artikel oben zitierte Bemerkung, daß die Juden erst später eingewandert seien, und haben sich die Juden, diese angeblichen „eigentlichen Jakobs - Nachkommen“, den Namen „Israeliten“ erst später angemaßt?

Davon steht wieder nichts in den Quellen. Nicht die geringste Spur davon kann gefunden werden, daß Juda den eigentlichen Jakobs - Nachkommen repräsentiere. Wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden dürfte, könnte man ja eher Joseph als solchen hinstellen, denn dieser wird in den alten Sprüchen Gen. 49, 3—27 und Deut. 33, 6 ff. der „Auserlesene = Fürst“ (mein WB. 270b) unter seinen Brüdern genannt (Gen. 49, 26; Deut. 33, 16). Doch auch dies wäre selbstverständlich falsch. Also in den Quellen gibt es keinen Anhalt für die Behauptung, daß Juda der eigentliche Jakobs-Nachkomme sei, sondern eher das Gegenteil. Denn in der von der wissen-

schaftlichen Literarkritik des Pentateuch jetzt mit Recht angenommenen Quelle „der Elohist" (vgl. z. B. meine Geschichte 12 u. 131), die aus Ephraim stammt, wird der Name „Jakob" für den dritten Patriarchen gebraucht, aber vom judäischen Jahvisten wird dieser vielmehr „Israel" genannt. Weil also nach den Quellen k e i n e speziellere Beziehung zwischen Jakob und Juda besteht, so besitzt auch folgende Aufstellung keinen Anknüpfungspunkt in den ethnologischen Tatsachen. Nach jenem Artikel wird nämlich „die Verschmelzung der beiden Stämme und ihrer Geisteswelt und der damit verbundene Namenwechsel in der Sage gekennzeichnet durch eine seltsame Fabel, welche berichtet, Jakob habe eines Nachts mit Jahve gerungen, und da der Gott den Juden nicht bezwingen, sondern ihm nur die Hüfte verrenken konnte, habe er gesprochen: Du sollst fortan Israel (Gotteskämpfer) heißen." Nun der zweite Name für Jakob, nämlich Israel, mag, wenn er nicht einfach mit einem wirklichen Erlebnis zusammenhängen darf, daher rühren, daß Jakob bei seinem Aufenthalt in der Fremde einen Kampf, wie mit Laban, so auch mit dessen Göttern bestanden hat oder auch mit seinem eigenen Gott, der ihn in die Fremde geschickt hatte, standhaft um dessen Segen gerungen hat und er so ein „Kämpfer mit Gott" (Gen. 32, 29) geworden ist. Aber mag diese zweite Benennung Jakobs aus welchem Anlaß auch immer aufgekommen sein, in den tatsächlich vorliegenden alten Nachrichten gibt es weder Anlaß noch Erlaubnis, diese Namensänderung auf J u d a zurückzuführen. Im Gegenteil wird das mit jener Namensänderung in Verbindung gebrachte Verbot, den Hüftmuskel[1]) zu essen, nicht in den judäischen Gesetzesschichten erwähnt[2]). V o n e i n e r A n m a ß u n g d e s N a m e n s „I s r a e l i t e n" d u r c h J u d a d a r f a l s o n a c h

---

1) Die sogenannte Spannader oder den nervus ischiadicus.

2) Otto Procksch, Die Genesis übersetzt u. erklärt [1913], S. 361.

den Geschichtsquellen nicht die Rede sein. Nach ihnen war der Name Israel von alters her eine Bezeichnung des gemeinsamen Stammvaters aller Stämme Gesamt-Israels und erscheint so auch tatsächlich, indem z. B. „das Land Israels“ statt Kanaan gesagt wird in 1. Sam. 13, 19 usw. Damit fällt aber auch alles das dahin, was in jenem Artikel noch in wenig würdiger Weise mit der Erzählung vom Gotteskampfe Jakobs verknüpft wird, nämlich „Was Jahweh mit diesem Ringkampf bezweckte, ist nicht recht verständlich, es sei denn, daß er seinen ausgewählten Stamm durch die verrenkte Hüfte kennzeichnen wollte. Oder soll die Sage nur bedeuten: Der Jude ist selbst durch einen Gott nicht unterzukriegen und nicht auszurotten?“ (S. 117). Übrigens ist in jener Erzählung 1. Mos. 32, 24—32 keineswegs von „Jahve“ (d. h. Ewiger oder „der HErr“) die Rede, sondern nur von elohîm, „Gottheit oder Gott“.

Während es also nach den Quellen von altersher keine Trennung von Juda gegenüber Israel gegeben hat, bildete sich im Laufe der Jahrhunderte ein relativer Gegensatz zwischen den Stämmen Ephraim und Juda aus. Dies mag sich auf folgende Weise angebahnt haben und fortgeschritten sein.

Die genannten beiden Stämme waren die volkreichsten mit den größten Gebieten, der eine im mittleren und der andere im südlicheren Teile Palästinas, und jeder von beiden hatte schon bei der den Hauptsiegen nachfolgenden Einzeleroberung des neuen Heimatlandes an der Spitze mehrerer benachbarter kleinerer Stämme gestanden (Richt. 1, 2—19: Juda; V. 22—29: Ephraim). Da konnte leicht gegenseitige Eifersucht und ein Streben nach der Führerstellung im Gesamtvolke entstehen. In der Tat sehen wir die Rivalität Ephraims seit der Heldenperiode, die wenig genau die Richterzeit genannt zu werden pflegt, emporglimmen, und zwar zunächst gegen Nichtjudäer. Es war zuerst nach dem Siege Gideons über die Midia-

niter, da „die Männer von Ephraim zu ihm sprachen: Warum hast du uns das angetan, daß du uns nicht riefest, da du in den Krieg gegen die Midianiter zogst?“ (Richt. 8, 1). Damals beschwichtigte jener Held die neidischen Ephraimiter durch kluge Bescheidenheit, indem er auf die früheren Ruhmestaten des Stammes Ephraim hinwies. Weniger glimpflich verfuhr der wilde Kriegsmann Jephtah mit ihnen, als sie sich abermals darüber beschwerten, nicht zur Teilnahme an einem Kriege aufgefordert worden zu sein, und ihm schon in das Ostjordanland nachrückten. Er ließ die Furten des Jordans besetzen, dann die Ephraimiten angreifen, und wer von diesen sich vor den Angriffen in die westliche Heimat flüchten wollte und sich durch die Aussprache Sibbóleth statt Schibbóleth („Fluß“) verriet, wurde niedergeschlagen (Richt. 12, 1—6). Darauf hört man längere Zeit nichts von dieser Rivalität, auch der Kampf zwischen Sauls Anhängern und David (2. Sam. 2—4) wurde aus dynastischem Interesse geführt, und dann kamen auch die nördlicheren Stämme alle nach Hebron zu David und sprachen: „Siehe, wir sind dein Gebein und Fleisch“ (2. Sam. 5, 1), mit welcher Ausdrucksweise im Hebräischen öfter (mein WB. 50b) die Blutsverwandtschaft zweier Personen bezeichnet wird. Trotzdem flammte die alte Eifersucht Ephraims und der sich naturgemäß leicht um ihn scharenden nördlicheren Stämme wieder auf, als ein eigener Sohn Davids (Absalom) eine Empörung gegen ihn angezettelt hatte. Damals zuerst erscholl der Ruf „Wir haben keinen Teil an David noch Erbe am Sohne Isais. Auf! Zu deinen Zelten, o Israel!“ (2. Sam. 20, 1). Es war aber ein Benjaminit, der diese Parole ausgab, also ein Stammesgenosse der Königsfamilie Saul, wie ebenfalls ein Verwandter dieser Familie jener Simei war, der dem Könige David auf der Flucht vor Absalom Drohworte entgegenschleuderte (16, 5 ff.). Endlich war es auch nicht direkt die Rivalität oder gar eine ursprüngliche Getrenntheit der nörd-

licheren Stämme, was die bekannte Reichsspaltung nach Salomos Tod herbeiführte. Vielmehr war es die von Salomo dem Volke auferlegte Last der Frondienste und Steuern, die den Zunder für den damals ausbrechenden Brand lieferte. Denn die Abgeordneten dieser Stämme erklärten ja ausdrücklich, daß sie auch weiter Untertanen der davidischen Dynastie sein wollten, wenn nur die vom glanzliebenden Salomo ihnen aufgehalsten Lasten gemildert würden (1. Kön. 12, 4).

Infolge der nachgewiesenermaßen erklärlichen Rivalität, die zuerst zwischen Ephraim und Nichtjudäern und dann zwischen den von Ephraim und Juda geführten Stammgruppen dann und wann aufloderte, bis sie schließlich in der bekannten Reichsspaltung begreiflicherweise neue Nahrung fand, ist es dahin gekommen, daß im Sprachgebrauche der Ausdruck „Israel" speziell für die größere Gruppe im Gesamtvolke Israel die natürliche Bezeichnung wurde, wie ja derselbe Vorgang sich selbstverständlich immer wiederholt, daß der Hauptteil einer Gesamtheit die frühere gemeinsame Bezeichnung für sich in Anspruch nimmt und auch zugestanden bekommt. So finden wir es ja in dem schon einmal erwähnten Kampfrufe „Was haben wir für Teil an David? Auf! Zu deinen Zelten, o Israel!" (2. Sam. 20, 1), so auch wieder bei der Wiederholung dieses Signalrufs im Moment der Reichsspaltung (1. Kön. 12, 16), und so begegnet dieser Sprachgebrauch seit dieser Zeit öfter, wie in meinem Hebr. WB. 164a übersichtlich dargelegt ist. Es ist auch noch nicht beachtet, daß es sogar in dem zitierten Alarmruf heißt „Was haben wir für Teil an David?" Heißt es etwa „Was haben wir für Teil an Juda?" Keineswegs. Auch wurde die Gemeinschaft zwischen den nördlicheren Stämmen (= „Israel" im speziellen Sinne) und den südlicheren Stämmen, die sich um Juda mit Jerusalem gruppierten, durchaus nicht durch die Reichsspaltung ganz zerrissen und der Verkehr

zwischen ihnen nicht unterbrochen. Schon etwa fünfzig Jahre später besuchte König Josaphat wieder den Königshof von „Israel“ und schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihm (1. Kön. 22, 4).

2. Diese geschichtlichen Tatsachen mußten kurz vorgeführt werden, weil in jenem Artikel von alledem nichts steht und doch immer weiter eine nationale Kluft oder vielmehr ein Rassengegensatz zwischen Israel und Juda behauptet wird. In seiner Fortsetzung appelliert er (S. 115) an eine einzelne Stelle in 2. Sam. 3, 8. Da spricht der israelitische Feldhauptmann Abner, als man ihm eine unehrenhafte Handlung zutraut, voll Entrüstung: „Bin ich denn ein jüdischer Hundskopf?“ Dieser Satz ist dem Verfasser so wichtig, daß er auch dessen hebräischen Wortlaut in lateinischen Buchstaben gibt, nämlich *harosch keleb anokhi ascher lîhudah?* Unrichtig wird dabei *l'jehudah* geschrieben, aber das wird nur nebenbei von mir bemerkt. Die Hauptsache ist, was diese hebräischen Worte bedeuten. Über Luther sagt jener Artikel dabei, derselbe habe „mit dieser Stelle nichts Rechtes anzufangen gewußt; er habe daher das *l'jehudah* ausgelassen, um den nach seiner Meinung bestehenden inneren Widerspruch zu beseitigen“. Aber weder belegt er diese Meinung Luthers noch sagt er, was mit dem „innern Widerspruch“ gemeint sein soll. Von seiner eigenen Übersetzung bemerkt er ferner, daß sie die von „Kautzsch“ sei. Damit meint er Kautzschs Sammelwerk „Die heilige Schrift A. Ts. übersetzt“, aber darin steht: „Bin ich denn ein judäischer Hundskopf?“ Da ist das „jüdisch“ des Antisemitismus sehr richtig vermieden. Indes auch die bei Kautzsch von Kittel gegebene Übersetzung entscheidet die Sache noch nicht endgiltig. Sie entspricht ja nicht der Wortstellung, die in jenem Fragesatze angewendet ist. Nach ihr heißt er: „Bin ein Hundskopf ich, der zu Juda gehört?“ [1]) und

1) „Hundskopf“ ist soviel wie ein verächtlicher Mensch; vgl. die Zusammenstellung geringschätziger Ausdrücke in meiner „Stilistik, Rhetorik, Poetik', S. 71 f.

das könnte bedeuten: „Bin ich denn ein Hundskopf, der es mit Juda hält!“ Wenigstens hat auch die Vulgata nach wörtlicher Verdeutschung übersetzt: „Bin ich etwa ein Hundskopf gegenüber Juda heute?“ [1]). Die Worte *ascher lîhudah* stehen ja in der Tat nicht gleich hinter *rosch keleb* (Kopf eines Hundes), wie sie stehen müßten, wenn sie zu diesem den Ausdruck „von Juda = judäisch“ enthalten sollten. Wie die Worte jenes Fragesatzes faktisch dastehen, können sie nur so, wie schon angegeben, gedeutet werden: „Bin ich denn ein Hundskopf, der es mit Juda hält?“ Der Relativsatz gehört natürlicherweise zu beiden vorhergehenden Größen, dem Prädikatsnomen „Hundskopf“ und dem Subjekte „ich“, und so erklärt sich seine Stellung am Ende der Worte noch richtiger, als in meiner „Stilistik usw.“ 138 f. gemeint worden ist. Wegen der auffallenden Stellung der Worte *ascher lîhudah* sind sie jedenfalls in der griechischen Übersetzung (der sog. Septuaginta oder LXX) weggelassen, und daher hat auch Luther sie übergangen. Übrigens die neuerdings versuchten Textkorrekturen sind in „Stilistik usw.“ 71 kritisiert worden.

Indes selbst w e n n die von Kittel bei Kautzsch gegebene Übersetzung von 2. Sam. 3, 8 richtig wäre, so brauchte jene Frage nichts weiter als ein Ausbruch der feindlichen R i v a l i t ä t zu sein, die gemäß der obigen Darlegung schon lange zwischen den nördlicheren Stämmen Israels und dem Führer der südlichen Stämme waltete. Oder mußte sie in jener Zeit des offenen Krieges zwischen beiden Gruppen nicht natürlicherweise besonders heftig sein? Auch jener Artikel vermag ja aus der mit Kittel übersetzten Stelle nichts weiter zu entnehmen, als „Dies Wort kennzeichnet unwiderleglich die Tatsache, daß die Israeliten sich von den Juden (!) verschieden fühlten und eine verächtliche Meinung von den letzteren heg-

---

1) Vulgata: „Numquid caput canis ego sum adversum Judam hodie?“

ten.“ Aber ist es denn nicht auch z. B. zwischen Bayern und Preußen weithin der Fall oder der Fall gewesen, daß sie sich „verschieden fühlten“ und etwa ein Bayer bei Gelegenheit einmal von einem „Malefizpreußen“ sprach? Mußten sich nicht auch z. B. die Sachsen, ehe sie bei St. Privat usw. ehrenreich neben der preußischen Garde gefochten hatten, vielfach „eine verächtliche Meinung“ über sie gefallen lassen? Aus solchen Rivalisierungen und gelegentlicher gegenseitiger Herabsetzung folgt aber kein Rassengegensatz. Und nun höre man doch die Worte, die in jenem Artikel zuletzt über den Fragesatz von 2. Sam. 3, 8 geschrieben sind: „Es ist höchst verwunderlich, wie diese so verräterische Stelle hat stehen bleiben können, trotzdem die jüdischen Redaktoren mit allem Fleiß daran gearbeitet haben, die israelitischen Religionsurkunden sich zu assimilieren und für eigene Geisteserzeugnisse auszugeben. Die Verschmelzung der beiden Geisteswelten hat also doch nicht so ganz gelingen wollen“ (S. 115)! Ist das nicht die reine Tirade, die jemand anstimmt, um die Dissonanz zu übertönen, die zwischen den tatsächlichen Aussagen der Quellen und seiner vorgefaßten Meinung besteht? Nein, jener Fragesatz ist gar nicht „verräterisch“, und es ist keineswegs „verwunderlich“, daß er in den Geschichtsbüchern Israels steht. Aber darüber muß man sich verwundern, daß ohne Anhalt in den Quellen jemand von „jüdischen Redaktoren“ sprechen kann, die darnach gestrebt hätten, die „israelitischen“ Religionsurkunden für „jüdische“ auszugeben.

3. Oder gibt es wirklich noch Beweise dafür, daß Israel und Juda „zwei verschiedene Geisteswelten“ besessen hätten? Stellen wir zusammen, worin jener Artikel solche Beweise zu finden scheint!

Da ist zunächst jene Charakteristik zu betrachten, die, wie schon einmal erwähnt werden mußte, von Israel als einem rassischen Gegensatze zu „Juda“ entworfen wird (S. 114). Da heißt es, in den Israeliten hätten wir

es mit einem „Hirten- und Ackerbauer-Stamm, einem Volke von offenbar tiefer Gemütsart, starker Frömmigkeit und religiöser Phantasie zu tun". Aber erstens, wie dürfte, auch wenn dies alles mit Recht behauptet würde, darin ein Rassengegensatz erblickt werden, und zweitens, wie darf jene Charakteristik von den nördlicheren Stämmen Israels (Ephraim usw.) „im Unterschied" vom Stamme Juda entworfen werden? Dieser war ja auch ein „Hirten- und Ackerbauer-Stamm". Soll man zum Beweise erst noch an den Hirten David (1. Sam. 17, 34) oder an Amos aus dem judäischen Thekoa erinnern, der ein Rinderhirt und Maulbeerfeigen-Züchter (Am. 7, 14) war? Sodann, wie darf dem Stamme Juda die tiefe Gemütsart abgesprochen werden? Auch in dieser Hinsicht muß gleich wieder auf David Bezug genommen werden, weil von ihm noch im nächsten Abschnitt zu sprechen ist. Wir wollen diesen Mann selbstverständlich ebensowenig, wie die hebräischen Geschichtsbücher selbst, als einen fleckenlosen Charakter hinstellen, aber ihm eine „tiefe Gemütsart" abzusprechen, das ist nur dem möglich, der die Quellen nicht kennt oder nicht beachten will. Man vergegenwärtige sich doch nur, wie jener Judäer nach seiner mit Bathseba begangenen Missetat sich demütigte und lange nicht beruhigen konnte, wie er ferner die Verwünschungen des Benjaminiten Simei demütig Gott anheimstellte, und vor allem wie er zu dem gegen seinen eigenen Vater revolutionierenden Sohne sich stellte! Geradezu ergreifend ist es doch, wie er den gegen Absalom ausziehenden Kriegern noch anbefahl: „Verfahret mir sanft mit dem Jüngling!" und wie er bei der Kunde von dessen Tod in die Klage ausbrach: „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!" (2. Sam. 12, 13; 16, 10; 18, 5, 33). Endlich, darf den Judäern „starke Frömmigkeit" abgesprochen werden? Um hier selbstverständlich nur in aller Kürze darauf zu antworten, so muß dies gesagt werden. Von der Überlieferung über Davids Anteil

am Psalter mag — auch nach meinem Urteil — noch soviel abzuziehen sein, aber das bleibt bestehen, daß die Kunde, er habe durch musikalische Virtuosität sich ausgezeichnet (Am. 6, 5) und durch dichterische Anlage sich den Ehrennamen „der Liederliebliche Israels“ (2. Sam. 23, 1) erworben, nicht aus der Luft gegriffen sein kann. Infolgedessen bleibt auch mindestens das eine geschichtliche Tatsache, daß er tiefempfundene Töne der Bußstimmung (Ps. 51 usw.) und warme Rhythmen des Dankes für Gott (z. B. Ps. 18) seinem Volke — und der Menschheit — angestimmt hat. Also dem Stamme Juda wird ohne allen Anhalt und sogar im Widerspruch mit den geschichtlichen Tatsachen die Gemütstiefe und die starke Frömmigkeit abgesprochen [1]). Gerade an dem Judäer David konnte und mußte dies festgestellt werden.

Denn in bezug auf ihn erlaubt sich jener Artikel folgendes zu schreiben: „Saul in seinem ehrlichen bäuerlichen Gemüt durchschaute wohl den listigen Schleicher, der die Harfe vor ihm spielte, und wirft im heimlichen Grimme mit seinem Speer nach ihm, fehlte aber den geschickt Ausweichenden. Wenn Saul in seinen alten Tagen unter Schwermut litt, so ist dies wohl verständlich angesichts der Tatsache, wie sein schlichtes israelitisches Volk von den eingewanderten schlauen Juden allerwegen überlistet, bewuchert und wirtschaftlich unterjocht wurde — ein Anblick, der allerdings jeden rechtschaffenen Mann schwermütig machen kann“ (S. 115). Wieviel Verdrehung und Verkennung liegt wieder in diesen Zeilen! Wir wollen unsererseits nicht bestreiten, daß Saul ein ehrliches Gemüt gehabt hat, obgleich er „heimlichen Grimm“ gegen den jungen Helden hegte, der sich durch die Besiegung Goliaths und andere Kriegstaten die Gunst des Volkes, wie auch bekanntlich einer Tochter Sauls, erworben hatte.

---

1) Auf „religiöse Phantasie“ wird er freilich selbst gern verzichten.

Aber man soll nur auch nicht David einen „listigen Schleicher" nennen. Vollends daß Saul über eingewanderte Judäer und deren wucherisches Gebahren schwermütig geworden sein soll, das ist eine so plumpe Geschichsverrenkung, daß jeder Leser sie von selbst erkennt und zurechtrücken kann. Ebenso wird jeder dies in bezug auf folgende Sätze tun: „David verlegte seine Residenz nach Jerusalem und herrschte fortan über Israel und Juda. So konnte ein ganzes Volk unter die Herrschaft einer eingedrungenen Minderheit geraten und die ganze Kultur und Literatur dieses Volkes einem fremden Stamm anheimfallen, der sich des neuen Besitzes derart bemächtigte, daß spätere Geschlechter nicht zwischen Urheber und Aneigner (*!Expropriateur)* zu unterscheiden wußten" (S. 115). „Einer Naivität machen viele unserer Gelehrten und Kirchenmänner sich hinsichtlich der Bevölkerung im alten Palästina schuldig. Sie bestand nur zum geringsten Teil aus wirklichen Juden, d. h. aus Rassejuden" (S. 116).

Wer sieht an diesen Sätzen nicht sofort, daß sie nur eine Wiederholung von schon nachgewiesenen Grundirrtümern jenes Artikels sind? Da trifft man ja einen alten Bekannten nach dem andern wieder, der oben schon entlarvt worden ist. Das sind die Aufstellungen, daß der Stamm Juda erst später eingewandert sein soll, daß er im Rassengegensatz gegen die nördlicheren Stämme gestanden haben und nicht ebenfalls ein Hirten- und Ackerbauer-Stamm gewesen sein soll (s. o. S. 23—26. 32 f.). Aus diesen Erdichtungen ist dann die Folgerung gezogen, daß die Judäer die nördlicheren Stämme überflutet und sie durch Wucher ausgesogen hätten. Von diesen Folgerungen gilt selbstverständlich nicht nur, was von allen aus falschen Voraussetzungen abgeleiteten Schlußsätzen gilt, sondern sie widerstreiten auch s e l b s t allem, was von jenen Zeiten und Vorgängen bekannt ist. Denn die Judäer blieben auch, nachdem die davidische Familie den Königsthron in Jerusalem bestiegen hatte, in ihrem Stammesgebiet, und

eher ist in den Geschichtsbüchern davon die Rede, daß nach der Zeit der Reichsspaltung Glieder von nördlicheren Stämmen wegen des Tempels und seines bildlosen Kultus nach dem südlichen Königreiche gezogen sind (2. Chron. 11, 16 f.; 15, 9 usw.), als daß das Gegenteil eingetreten wäre, wozu auch kein Anlaß gedacht werden kann. Nur antisemitische Konstruktion der alten Geschichte Israels kann zu einer solchen Aufstellung führen.

4. Eine letzte Begründung für die Behauptung, daß verschiedene „Geisteswelten“ (S. 115) in Israel und in Juda existiert hätten, soll durch den Appell an das „psychologische Feingefühl“ und die „Sorgfalt“ des Lesens des Alten Testaments (S. 116) erbracht werden. Sollten wir diese Mahnung vergebens an uns ergehen lassen?

Das psychologische Feingefühl zunächst soll nämlich zu folgender Erkenntnis führen: „Was an kulturellen und geistigen Leistungen aus jener Zeit zu verzeichnen ist, darf nicht ohne weiteres auf das Konto der Hebräer gesetzt werden. Wer nur einiges psychologische Feingefühl besitzt, dem enthüllt sich die Verschiedenartigkeit der alttestamentlichen Schriften an vielen Stellen. Er kann auch herausfühlen, was vom alten echten Israel stammt und was von den Juden. Ersteres dürfte besonders von den Büchern der Propheten gelten“ (S. 116). Nun darauf kann der Verfasser jenes Artikels sich verlassen, daß wir alttestamentlichen Fachgelehrten mehr von den Verschiedenheiten des althebräischen Schrifttums wissen, als er. Auch die Unterschiede, die zwischen der mosaischen Gestalt des alttestamentlichen Religionswesens und der prophetischen Gestalt desselben bestehen, sind uns wohlbekannt, wie er z. B. aus meiner Geschichte der alttestl. Religion, S. 312—342 ersehen kann. Aber das ist ja gar nicht die Frage, sondern dies, ob die prophetische Gestaltung dieser Religion und Geisteskultur überhaupt ein Weiterbau auf altem Grunde, die Fortbildung eines alten geistigen Besitztums der Gesamtnation Israel, oder die

Leistung einer besonderen Rasse von Menschen gewesen ist. Das letztere kann niemand durch „psychologisches Feingefühl“ wahrnehmen. Das kann nur der behaupten, der von allen oben kritisierten und als unbegründet erwiesenen Sondermeinungen des Antisemitismus ausgeht. Ein solcher hat die oben im Eingang beschriebene Theorie errafft, wonach von „Jahve-Schaddai“ nur Hartes, Willkürliches, Mechanisches ausgegangen sein könne, und was zu dieser seiner Theorie nicht paßt, das schreibt er nicht Jahve zu. Folglich sollen die Propheten, die vielfach von der Liebe und den sittlichen Forderungen Gottes sprachen (Hos. 11, 1; 6, 6 usw.), nicht Herolde des Gottes der „Juden“ sein. Deshalb sollen sie aber auch gleich zu einer andern Menschenart, einer andern Rasse gehört haben, sollen nicht Semiten, sondern Indogermanen gewesen sein.

Diese Konstruktion wird nicht bloß ohne Grundlage in den prophetischen Schriften, sondern sogar im Widerspruch mit hundert Zeugnissen derselben aufgeführt.

Denn die prophetischen Redner im althebräischen Schrifttum betonen erstens selbst, daß sie die alten Satzungen des von Mose verkündeten Gottes Jahve (d. h. der Ewige) aufrecht erhalten wollen (Am. 2, 4 usw.) und folglich nur Reformatoren sein wollen. Sie hatten neben der Barmherzigkeit und Langmut Gottes auch dessen Gerechtigkeit (Am. 1, 3 usw.) und Heiligkeit zu betonen, wie ja Jesaja vor dem Dreimalheiligen als sündiger Mensch erschrickt (Jes. 6, 5 ff.). Sie hatten neben Verheißungen auch Drohungen für den unbußfertigen Menschen auszusprechen, wie z. B. den dunklen Gerichtstag des Weltenrichters anzukündigen (Am. 5, 18 usw.). Zweitens stammten diese Redner zum größten Teile aus dem südlichen Königreiche, dessen Mittelpunkt der Stamm Juda war, wie z. B. Amos aus Thekoa, Jesaja aus Jerusalem, Jeremia aus Anathoth gleich nördlich von Jerusalem. Es ist nicht der geringste Schein des Rechts

vorhanden, sie nicht auch geborene Judäer sein zu lassen. Drittens wendeten diese Redner mit ihren Verkündigungen sich an beide Königreiche (z. B. Jes. 1, 7 f.); 9, 7 ff.; 28, 1 ff.), sprechen vom ganzen Religionsvolke Israel (1, 2 f.; 5, 1—7 usw.), und umfaßten mit ihrem feurigen Patriotismus das ganze zwölfstämmige Volk Israel: Hos. 1, 11: „Und es werden die Kinder Juda und die Kinder Israel zuhauf kommen usw.“; Jes. 11, 13 usw. (meine Geschichte 320). Und trotz alledem darf die Behauptung, daß diese Redner nicht desselben Stammes mit Gesamtisrael gewesen seien, als eine von „psychologischem Feingefühl“ entdeckte Auffassung angepriesen werden?

Aber in jenem Artikel wird ja auch an die „Sorgfalt“ des Lesers der alttestamentlichen Literatur appelliert. Nämlich „dem sorgfältigen Leser des Alten Testaments tut sich mit den Propheten, mit Jesajas, Jeremias und Amos eine neue Geisteswelt auf; hier wird ein Gegensatz zum Volke der Juden deutlich fühlbar. Jesajas beginnt mit einer Bußpredigt gegen die unverbesserlichen Juden: „Wehe dir, Volk der großen Missetat [1]), des boshaften Samens, der schändlichen Kinder, die von Gott abgefallen sind und lästern, was dem Israeliten heilig ist“ (S. 116). Und in diesen Sätzen soll sich „Sorgfalt“ des Lesens der althebräischen Schriften zeigen? Vor allem ist es ein einseitiges Urteil, daß sich mit den Propheten Amos, Hosea, Jesaja usw. eine „neue Geisteswelt“ auftue. Nein, nur Reformation und Weiterbildung der alten Prinzipien zeigt sich, wie in meiner Geschichte 343—349 erwiesen ist. Sodann steht in den Prophetenschriften kein Wort von einem „Gegensatze zum Volke der Juden“. Einen solchen Gegensatz annehmen heißt einlegen und nicht auslegen. Die Redner wandten sich, wie schon be-

---

1) Richtig ist zu übersetzen: „Beschwert mit Missetat, Brut von Übeltätern, Kinder, die verderbt handeln. Sie haben verlassen den Ewigen, gelästert den heiligen (Gott) Israels“.

legt worden ist, an das Gesamtvolk Israel. Die aus jenem Artikel soeben zitierte Übersetzung von Jes. 1, 4 an die „unverbesserlichen Juden“ gerichtet sein zu lassen, beruht auf einfacher Nachlässigkeit. Denn V. 3b heißt: „Israel kennt ihn (seinen Herrn) nicht, mein Volk hat es sich nicht zum Bewußtsein gebracht.“ D i e s e s Volk I s r a e l also ist mit dem Wehe im unmittelbar darauffolgenden Satze bedacht, und zwar n i c h t als „unverbesserliches“, aber als schuldbeladenes charakterisiert, und der Schluß von V. 4 heißt: „Sie haben gelästert den heiligen (Gott) I s - r a e l s.“ Also auch darnach ist die Rede nicht an die „Juden“ gerichtet.

Aber der „sorgfältige Leser des Alten Testaments“, der in jenem Artikel das Wort führt, sagt weiter: „Dieser Prophetenzorn wird verständlich aus der entrüsteten Seele eines echten, sittlich empfindenden Israeliten, der sich über das Treiben der Juden im Lande empört. Denn überall, wo die Juden zur Herrschaft gelangten, schufen sie maßlose Korruption, sittliche Verwilderung, Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, Rechtsfälschung, Wucher und Raub“ (S. 116 f.). Aber o wehe über eine solche Auslegung der althebräischen Literatur, die dem Prophetenzorn das „Treiben der Juden im Lande“ zum Zielpunkt gibt! Das ist doch eine zu krasse Verwechslung der Zeiten. Außerdem, welche Übertreibung, welche Einseitigkeit des Urteils liegt in den Worten, die der Artikelschreiber dann weiter n i c h t aus den Prophetenreden, sondern aus seinem Eigenen genommen hat! Das grenzt an Verleumdung.

Von der „Sorgfalt“ jenes Artikels nun nur noch eine einzige Probe! Er läßt (S. 117) Jeremia sagen: „Der Herr hat dies Geschlecht, über das er zornig ist, verworfen und verstoßen. Denn die Kinder Juda tun übel vor meinen Augen, spricht der Herr; sie setzen ihre Greuel in das Haus, das nach meinem Namen genannt ist, daß sie es verunreinigen“ (7, 29 f.). Dann ruft er triumphierend aus:

„Also von Juda ist die Rede und nicht von Israel! Juda, das sich zu Unrecht den Namen der Gotteskinder anmaßt und das Haus Gottes schändet.“ In seiner starren Tendenzsucht durchschaut er nicht, wie lächerlich er sich macht. Er beachtet ja nicht, daß die Reden Jeremias selbstverständlich in einer Periode gesprochen worden sind, in der das Gesamtvolk Israel auf das Königreich Juda zusammengeschmolzen war.

Gewalttätige Umdeutung würde dem Alten Testament drohen, wenn folgende Aufforderung jenes Artikels Gehör fände: „Man lese in den alten Schriften von diesen neuen Gesichtspunkten aus, und man wird überall die Spuren dafür (so) finden, daß hier ehrlich empfindende Ackerbau-Völker und schlichte Viehhirten unter die Herrschaft eines Wuchervolkes geraten sind, das nun den Geist im Lande fälscht und allerwegen Mißbrauch, Unrecht, Wucher und H—ei einführt. Und wo ein erhabener Gottesbegriff und ein hohes sittliches Pathos herausklingen, da rührt es von diesen (?) edlen Israeliten her und nicht von den Juden. An den Prophetenschriften sind die Juden unschuldig, sie sind der sittlichen Entrüstung und geistigen Abwehr entsprossen, die ein in seinen heiligsten Gefühlen verletztes ehrliches Volk gegen jüdische Korruption ins Werk setzte“ (S. 117). Nach dieser Regel die althebräischen Schriften zu lesen, wäre eine Schmach für die Wissenschaft, und man muß sich empört darüber fühlen, daß solche Ratschläge in unserer Zeit und in unserm deutschen Vaterlande möglich sind.

Aber endlich noch ein Schein des Rechts, der den Geist des Verfassers jenes Artikels geblendet hat, darf nicht unbeachtet bleiben. Auf S. 118 schließt er diesen zweiten Hauptteil seiner Darlegung mit folgenden Worten ab: „Die heutigen Juden wissen recht wohl, wie wenig die alten israelitischen Propheten mit ihrem Stamm zu tun haben, denn so gern sie sich heute noch mit alttestamentlichen Namen nennen, so nennt sich doch

kein Jude Jeremias, Jesajas, Amos, Obadja, Hesekiel usw. Sie wissen, daß sichs hier um Männer eines fremden Stammes handelt, um Leute, die nicht aus Juda kamen, und die eine tiefe Kluft vom jüdischen Denken und Empfinden schied." Man muß lächeln, um sich nicht gar zu sehr über die anmaßende Willkür dieser Behauptungen zu entsetzen. Oder kann solche Vermeidung von Wiederholung alter Prophetennamen, soweit sie wirklich vorkommt, nicht auch andere Gründe haben? Kann sie nicht geschehen, weil diese Namen zu deutlich an bestimmte Drohungen oder auf den (christlichen) Messias bezügliche Verheißungen erinnern? Daß die heutigen Juden diese Propheten nicht zu ihren Religionsgenossen rechnen, daran ist ja gar nicht zu denken. Neben den Abschnitten des mosaischen Gesetzes, dessen spätere Betonung natürlich auch in meiner Geschichte usw. (S. 421 ff.) nachgewiesen und nach ihrem geschichtlichen Zusammenhang beleuchtet worden ist, lesen sie ja alle Sabbate auch je einen Abschnitt aus den Prophetenschriften, und da sollen sie die Propheten für Leute halten, die „eine tiefe Kluft vom jüdischen Denken und Empfinden schied"! Da sollen sie, was ja der erstrebte Schlußeffekt ist, die Propheten als Männer eines „fremden Stammes" ansehen!

Also auch die zweite Hauptaufstellung jenes Artikels, die einen Rassengegensatz zwischen Israel und Juda behauptet, beruht auf Verkehrung des geschichtlichen Tatbestandes.

III.

Juden und Galiläer.

Nachdem der hier nachgeprüfte Versuch die biblische Geisteskultur bis zur Zeit der Schriftpropheten herab teils nur mit einem Schein des Rechts (s. o. Abschnitt I) und teils ohne irgendwelches Recht (s. o. Abschnitt II) unter

dem Gesichtspunkt des Rassengegensatzes betrachtet hat, unternimmt er es, auch die Entstehung des Christentums unter diesen Gesichtswinkel zu bringen.

Hinter den oben zuletzt beurteilten Sätzen jenes Artikels wird in demselben mit den Worten fortgefahren: „Und ebenfalls nicht aus Juda, sondern aus Galiläa, aus heidnischem Lande kam der Mann, der dem niedrigen Materialismus des Hebräers den höchstgespannten Idealismus gegenübersetzte, und der, weil er die Verkehrtheit des jüdischen Denkens erkannte, eine Lehre predigte, die schlechtweg eine Umkehrung aller jüdischen Anschauungen darstellte.“

Diese Behauptung vom nicht-jüdischen, nicht-israelitischen, nicht-semitischen Ausgangspunkt Jesu ist neuerdings nicht bloß vom antisemitischen Lager her verfochten worden. Mir wenigstens trat sie bei meinen Studien zuerst in der dritten Babel-Bibel-Schrift von Friedrich Delitzsch (1903), S. 11. 23. 47 f. entgegen. Dann wurde sie 1908 von Paul Haupt (s. u.) vertreten, ferner 1910 in der Monatsschrift „Neuland des Wissens“, S. 766—72 von P. Riedel erneuert, und jüngst ist sie nun in „Der Hammer“, 1913, 118 f. in schärfster Form wieder aufgenommen worden, wie man aus den soeben zitierten Worten gehört hat. Zu diesem dritten Hauptteil der hier in Rede stehenden Behauptungen habe ich auch meinerseits aus dem vor drei Jahren gegebenen Anlaß mit einem Artikel in der Neuen preußischen Zeitung Ende 1910 Stellung genommen, und indem ich eine teilweise Anlehnung an denselben natürlicherweise nicht vermeiden kann, versuche ich auch hier, diese Frage durch folgende Hinweise zu erledigen.

1. Prüfen wir zuerst den ethnologischen Sachverhalt!

Der erste Ausgangspunkt bei der Bezweifelung der israelitischen Abstammung Jesu, soweit bei ihm von einer solchen die Rede sein kann, war eine modernisierte Ge-

stalt der altbekannten Tatsache, daß Galiläa eine Mischbevölkerung besaß. Bei der nördlichen Grenzprovinz Palästinas war es eine ganz erklärliche Sache, daß sie in einen „Kreis von Nationen (*gojîm*) oder Heiden" (Jes. 8, 23) auslief. Diese altbekannte Erkenntnis wurde neuerdings nur in eine speziellere Farbe eingetaucht, und der neue Anstrich bestand darin, daß mit starkem Nachdruck auf die Transporte von babylonischen Kolonisten hingewiesen wurde, die bekanntlich nach der Überwältigung des nördlichen Königreichs Israel (722) in „die Städte Samarias" (2. Kön. 17, 24) oder in „die Stadt Samaria und den Rest des Gebietes westlich vom Euphrat" (Esr. 4, 10) verpflanzt wurden. Auf den dadurch bewirkten Mischcharakter der Einwohnerschaft des nördlichen Palästina legte zunächst Friedrich Delitzsch in Babel und Bibel III, S. 11 etc., einen neuen Akzent.

Indes ist die Nachricht von der Besiedelung Galiläas mit babylonischen Kolonisten erstens auch sicher? Nein. Denn allerdings liest man die Bemerkung, daß ein früherer assyrischer Herrscher (Tiglathpileser IV.; 745—727) die Bewohner des nördlichen Grenzstriches von Palästina wegführen ließ (2. Kön. 15, 29), aber damit ist nicht zugleich ausgesagt, daß die so von Einwohnern entblößten Gegenden wieder durch Babylonier bevölkert worden seien. Bei den Leuten aber, die nach 2. Kön. 17, 24 später nach Palästina verpflanzt wurden, sind nicht gerade die nördlichen Grenzstriche als Ziel ihrer Kolonisierung angegeben. Diese Grenzdistrikte können nur auch mit in dem Ausdruck „die Städte Samarias" inbegriffen sein. Die Ausdrucksweise lautet jedoch eher so, daß die näher um die Hauptstadt Samaria herumliegenden Ortschaften gemeint sind. Aber der galiläische Dialekt besaß doch die „spezifisch babylonische Verschleifung der Kehllaute" [1]). Nun ja, man konnte die Galiläer an ihrem

---

1) Friedr. Delitzsch in Babel und Bibel III, S. 11, und auch in

Dialekt erkennen (Matth. 26, 73; Mark. 14, 70; Luk. 22, 59), und im Talmud wird darüber gespottet, daß von Galiläern die schwierigen Kehlkopflaute des Semitischen verwechselt würden. Aber ob die dabei erzielte Erleichterung der Aussprache „s p e z i f i s c h babylonisch" war, das ist eine ganz andere Frage. Jedenfalls lassen sich Spuren solcher Abschwächung der Kehlkopflaute auch im späteren Hebräisch beobachten. Man denke nur an Ruth, was aus Re^cûth „Freundschaft = Freundin" geworden ist[1])!

Aber möchten doch solche babylonische Kolonisten auch wirklich in Galiläa angesiedelt worden sein, welche T r a g w e i t e besaß dieser Umstand in bezug auf den ethnologischen Charakter der Gesamtbevölkerung der nördlichen Provinz Palästinas? Nun damit wäre ja nur eine e n t f e r n t e M ö g l i c h k e i t gegeben, daß die Abstammung Jesu mit den nichtisraelitischen und speziell babylonischen Elementen dieser Gesamtbevölkerung zusammengehangen habe. Denn auch durch eine solche Einwanderung von babylonischen Ansiedlern in Galiläa wurde keineswegs die Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen, daß daneben noch viele israelitische Bewohner zurückgeblieben waren und sich weit ausbreiteten. Wenn jemand daran noch zweifeln will, so möge er über den neuen Bemerkungen nicht folgende alte Tatsachen übersehen! Eine solche liegt aber darin, daß die Galiläer, im Unterschiede von den Bewohnern Samarias, den Mittelpunkt ihres Gottesdienstes im Tempel zu Jerusalem erblickten. Die Reihe der Zeugnisse dafür ist lang: 2. Chron. 30, 10 f. (vgl. auch Tob. 1, 1). Auch in der Makkabäerzeit stand Galiläa auf

„Das Land ohne Heimkehr" (1911), S. 28 behauptet er wieder, daß „die Galiläer zur Zeit Jesu und darüber hinaus einen Dialekt mit spezifisch babylonischen Eigentümlichkeiten sprachen". Aber er gibt keine Belege.

1) Andere Beispiele gibt mein Hebr. WB. [1910], S. 93b, Zeile 3 von unten; usw.

Seiten Judäas (1. Makk. 5, 14 ff., wo es z. B. heißt, „ganz Galiläa sei voll Feinden, um Israel auszurotten"), während die Samaritaner um diese Zeit und sonst es mit den Feinden der Unabhängigkeit Palästinas hielten (2. Makk. 6, 2; Josephus, Antiqu. XII, 5, 5). Für die Zeit Jesu aber ergibt sich die religiöse Zusammengehörigkeit Galiläas mit den Juden sogar aus ganz bekannten Tatsachen. Oder ging man nicht von Galiläa nach Jerusalem „nach der Gewohnheit des Festes" (Luk. 2, 40)? Galiläische Männer waren es ja auch, die Pilatus beim Opfern in Jerusalem töten ließ (Luk. 13, 1 ff.). Auch noch im Talmud teilten die Juden ihr Land ein in „Juda und Ostjordanland und Galiläa" ***(Mischna, Schebîᶜîth*** IX, 2; ***Baba bathra*** III, 2 usw.)[1]).

Und wäre nun speziell Jesus als ein Sprößling von den nichtisraelitischen Elementen Galiläas anzusehen? Dann würde er wenigstens sehr verkannt worden sein, als er einst beim Betreten des Gebietes der Samaritaner, die sicherer mit den babylonischen Kolonisten zusammenhingen, keine gastliche Aufnahme gewährt bekam (Luk. 9, 52—56). So kam es aber auch sonst zu — oft blutigen — Zusammenstößen zwischen Samaritanern und galiläischen Festpilgern, die sich den Umweg um das samaritanische Gebiet herum ausnahmsweise sparen wollten (Josephus, *Antiqu.* XX, 6, 1 ff.). Aber Jesus hat doch, wie Delitzsch in Babel und Bibel III, 23 betonte, in seinen Gleichnissen die Samaritaner als Musterbilder der und jener Tugend dargestellt. Schade, daß diese Perlen pädagogischer Erzählungen, wie die Parabel vom barmherzigen Samariter und die vom dankbaren Samariter (Luk. 10 und 17), in diese Debatte gezogen werden müssen. Aber sie werden sofort ausgeschieden werden können, ohne den Makel, nationalistische Tendenzstücke zu sein, angehängt bekommen zu müssen. Denn es liegt ja auf der Hand, weshalb

---

1) Hadr. Reland, Antiquitates Sacrae, I, I, § V.

Jesus gerade Samaritaner zu Vertretern von wahrer Nächstenliebe und dankbarer Erkenntlichkeit gemacht hat. Weshalb hat er denn anderwärts den Zöllner dem Pharisäer gegenübergestellt? Weshalb hat er das kananäische Weib, oder die Leute von Sidon und Tyrus, oder den römischen Hauptmann den Juden und andern gegenüber gerühmt? Natürlich, weil diese zum Teil in ihrer Selbstgerechtigkeit meinten, keines religiös-sittlichen Arztes zu bedürfen. Nun ebendeshalb hat er die Samaritaner, die von vielen Juden als Kuthäer[1]) verachtet wurden (vgl. sogar Sir. 50, 27 f.) und gewiß viele tüchtige Elemente unter sich besaßen, den hochmütigen unter den Juden gegenübergestellt. Also auch aus der Verwendung des Typus „Samariter" in zwei Gleichnissen läßt sich kein Kapital für die Verbindung Jesu mit babylonischen Kolonisten Galiläas schlagen. Und daß ferner Jesus den Ausdruck „des Menschen Sohn" aus babylonischen Reminiszenzen geholt habe (Delitzsch a. a. O., S. 11), ist ebenfalls eine höchst unsichere oder vielmehr ganz unbegründete Behauptung[2]). Jesus hat bei der Wahl jenes Ausdrucks als einer geheimnisvollen Benennung anstatt „Messias" vielmehr aus Dan. 7, 13 und Gen. 3, 15 geschöpft und mit jenem Ausdruck auf seine menschheitliche Bestimmung hinweisen wollen.

Trotz dieser Gegengründe, wenn nicht aus Unkenntnis derselben, berief sich doch auch wieder der Assyriolog Paul Haupt (in Baltimore) auf den gemischten Charakter der Bevölkerung Galiläas, als er 1908 auf dem Internationalen Orientalistenkongreß zu Kopenhagen einen Vortrag über „die Grenzen von Palästina und die Rasse der Galiläer" hielt. Aus der nationalen Gemischtheit der Bewohnerschaft Galiläas wollte er, obgleich er keine neuen

---

1) Benannt nach Kutha, einem Ausgangspunkte jener babylonischen Kolonisten (2. Kön. 17, 24).

2) Weitläufig erörtert in meiner Geschichte usw., S. 390.

Gründe vorbringen und die oben entwickelten Einwände nicht widerlegen konnte, doch den Schluß ziehen, daß Jesus seiner Abstammung nach *nicht* zu den *Juden* gerechnet werden dürfe. Was seine positive Ansicht anlangt, so neigte er zu der Meinung, daß Jesus ein *Arier* oder Indogermane gewesen sei. In ihm habe *griechisches* Blut gerollt und griechischer Geist gewohnt. Natürlich ist auch diese Ansicht von tatsächlichen Zeugnissen und Anhaltspunkten ganz entblößt, wie mehrere Redner und auch ich auf jenem Kongreß sofort entgegneten. Wenn aber jemand denken könnte, daß die geistige Freiheit und der Universalismus, die sich in Aussprüchen Jesu zeigen, auf seine griechische Herkunft hinwiesen, so wird diese Meinung in den weiter unten folgenden Ausführungen hinreichend zerstreut werden. Daß der von Paul Haupt wiederholte Hinweis auf den zum Teil fremdnationalen Charakter der Bewohnerschaft Galiläas *an sich* ein viel zu unsicheres Argument sei, um daraus ernsthafte Schlüsse ziehen zu können, hat auch P. Riedel in dem erwähnten Aufsatz von 1910 zugegeben. Von solcher Vorsicht im Urteil ist aber der Verfasser des Artikels in „Der Hammer“ 1913 weit entfernt. Er nennt ja in den oben angeführten Sätzen Galiläa einfach ein „heidnisches Land“. Aber durch solches blindes Zufahren werden die oben wieder vorgelegten Tatsachen nicht umgestoßen.

Außerdem darf bei den Erörterungen über die nationale Zugehörigkeit Jesu nicht so, wie es in den zitierten Darlegungen geschieht, das *ausdrückliche Gegenzeugnis* totgeschwiegen werden, das vom urchristlichen Schrifttum gegen die neue Behauptung abgelegt wird. Oder können die Aussagen der ersten literarischen Zeugen des Christentums über Jesu Herkunft aus der Familie Davids bei Seite geschoben werden? Nein, sie besitzen um so mehr Gewicht, als diese Aussagen gemacht sind, obgleich dabei zum Teil die eigentliche Meinung der Evangelisten, daß Jesus nur von mütterlicher Seite her

ein Davidide genannt werden konnte, verhüllt werden mußte (Luk. 2, 4 vgl. 1, 27). Das „Hosianna dem Sohne Davids!", mit dem der Herr von den Volksmassen in Jerusalem begrüßt wurde, wird schon deshalb seine Richtigkeit behalten. Aber es kann auch überhaupt die Glaubwürdigkeit der ersten literarischen Christentumszeugen nicht so taxiert werden, wie es in der Abhandlung von P. Riedel geschieht, wo es heißt, daß „sie nichts auf Chronologie und Weltgeschichte gäben, keine Kritiker und Philosophen waren". So? Man wolle doch das Vorwort, das der dritte Evangelist seinem Buche vorausgeschickt hat, nicht immer und immer wieder ignorieren! Da spricht er aber ausdrücklich aus, daß er erst nach umfassender Erforschung aller auf Jesus bezüglichen Dinge an die Abfassung seiner Geschichte gegangen sei und diese auch „genau" (mit Akribie) und „der Reihe nach" erzählen wolle. Außerdem haben diese Berichterstatter sich nicht gescheut, auch von den ersten Schülern Christi mehrmals Beweise von Kleingläubigkeit, Schroffheit und Verleugnung zu berichten. Nun ist es aber doch sonst überall ein Kriterium von Zuverlässigkeit der Geschichtschreiber, wenn sie auch von sonst berühmten Personen die Schwächen und Fehler melden. Also wolle man dies auch bei den Geschichtschreibern Jesu gelten lassen! Philosophen sodann wollten diese allerdings nicht in dem Sinne sein, daß sie an die Betrachtung des tatsächlichen Geschehens mit der Voraussetzung hätten gehen wollen, daß es keinen lebendigen Gott und kein Eingreifen desselben in den Geschichtsverlauf geben *könne*. *Solcher* Mangel an Philosophie kann ihrer Objektivität aber nur zur Empfehlung gereichen.

Also ethnologische Tatsachen, aus denen der nichtisraelitische oder nichtsemitische Ausgangspunkt Jesu zu folgern wäre, lassen sich durchaus nicht feststellen.

2. *Ideelle* Momente für den nichtisraelitisch-galiläischen Ausgangspunkt Jesu und Kritik derselben.

Das Erste, was in dieser Hinsicht geltend gemacht worden ist und geltend gemacht werden könnte, hängt noch mit dem national-rassischen Gesichtspunkt zusammen. Es sind Folgerungen aus dem galiläischen Milieu des aufwachsenden Jesus. Denn P. Riedel meint in seiner Abhandlung von 1910, den national gemischten Charakter der Galiläer in einem neuen Lichte betrachten zu können, und darin gerade soll derselbe sich als eine scharfe Waffe gegen die israelitische Herkunft Jesu enthüllen. Sein Gedankengang dabei ist dieser: Wenn die Bevölkerung Galiläas in nationaler Hinsicht eine Mischung bildete, so werde die Tatsache neu erhärtet, daß „Galiläa Juden nur in der Diaspora hatte“ (Neuland usw., S. 768). Nun werde ganz allgemein gemeldet, daß die Juden der Diaspora äußerst streng an ihrem Glauben festhielten und orthodoxer als die Jerusalemer waren (S. 769). So habe also auch Jesus sein müssen, wenn er ein israelitischer Bekenner des jüdischen Glaubens aus der Diaspora gewesen wäre. Aber von Jesus werde ja in so vielfacher Hinsicht gemeldet, daß er nicht mit den orthodoxen Juden zusammenstimmte. Folglich sei seine israelitische Abstammung zu verwerfen.

Diese Schlußfolgerung, die anscheinend mit solcher Grandezza einherschreitet, bricht doch aus mehreren Gründen vor der Erreichung ihres Zieles zusammen.

Denn zunächst kann schon dies nicht zugegeben werden, daß die Israeliten in der Diaspora alle orthodoxer gewesen seien, als die Israeliten in Juda. Wir lesen ja im ersten Kapitel des 2. Buches der Makkabäer folgendes: „Wir Juden, eure Brüder, die zu Jerusalem und durch das ganze jüdische Land wohnen, wünschen euch Juden, unsern Brüdern, die in Ägypten sich befinden, Glück und Heil. Gott gebe euch ein rechtschaffenes Herz, daß ihr in seinem Gesetz fest und beständig bleibt, und verleihe euch, daß ihr fleißig seid in seinen Geboten“ (ebenso 2, 16). Also die jüdischen Israeliten finden es nötig, die in

der ägyptischen Diaspora lebenden Juden zur Gesetzestreue zu ermahnen. Neuerdings haben wir eine ebensolche Anweisung zur Pünktlichkeit in der Gesetzesbeobachtung betreffs des Passahfestes kennen gelernt in den Texten, die in der jüdischen Gemeinde zu Elephantine in Ägypten gefunden worden sind [1]). Auch der Enkel des Jesus Sirach hat ja bei den Israeliten in Ägypten eine nicht geringe Unähnlichkeit *(ἀφόμοιον)* beobachtet (erörtert in meiner Geschichte, S. 463). Also mit der Voraussetzung einer notwendigen Orthodoxie der Diasporagemeinden Israels ist es schlecht bestellt. Auf diese Voraussetzung kann demnach nicht der Satz von der Unmöglichkeit aufgebaut werden, daß ein aus Israel stammendes Mitglied einer solchen Diasporagemeinde dem Gesetze und insbesondere den ungeschriebenen „Zusätzen" der Ältesten gegenüber (Matth. 15, 2), die besonders von den Pharisäern urgiert wurden, eine freisinnige Stellung einnahm (meine Geschichte, S. 425. 499. 551).

Das Zweite aber, was hier nicht übersehen werden darf, ist folgendes. Selbst wenn jene Behauptung, daß die Israeliten in der Diaspora orthodoxer als die Jerusalemer gewesen seien, richtiger wäre, als sie nachgewiesenermaßen ist, so könnte trotzdem ein Mitglied der israelitischen Diaspora aus höheren Gesichtspunkten und Beweggründen sich von solcher Orthodoxie losgesagt und eine Reform unternommen haben. Wie stellt sich der Verfasser der Abhandlung in „Neuland usw." zu dieser Möglichkeit?

Nun auf ihn macht es nur „von vornherein einen verdächtigen (!) Eindruck, daß Jesus die rituellen Gebräuche einfachster und notwendigster Art gar nicht beachtet". Man sehe ja Jesus niemals ein vorgeschriebenes Reini-

---

1) Z. B. übersetzt bei Stärk, Alte und neue aramäische Papyri (1912), S. 16.

gungs-, Speise- oder Trankopfer bringen [1]). Er kümmere sich nicht um das Fasten [2]). Selbst das Essen des Osterlammes mit den Jüngern vollziehe sich in so laxer, den strengen Vorschriften so wenig genügender Weise, daß es von einem gewöhnlichen Gastmahl sich kaum unterscheide. Noch schärfer trete diese „antijüdische Manier in der durchaus unbegreiflichen Mißachtung des Sabbats hervor“ (Matth. 12, 1—8 usw.). Das Sabbatsgesetz sei vom Judentum mit peinlichster Sorgfalt eingehalten worden. Das Arbeiten an diesem Tage sei bei Todesstrafe verboten [3]). Man habe gegen einen Stammesgenossen, wenn Jesus ein solcher gewesen wäre, wahrhaftig nicht nach weiterem Anklagematerial zu suchen gebraucht, nachdem man ihn der Verletzung der Sabbatsruhe überführt gehabt habe.

Ich meine, daß an diesem Punkte der neuen Beweisführung gegen die Zugehörigkeit Jesu zur israelitischen Nation schon einmal Halt gemacht werden muß, um die Entscheidung der Frage, ob diese Beweisführung zum Ziele treffen kann, nicht länger hinauszuschieben. Also dem Urheber dieser Beweisführung macht es nur einen „verdächtigen Eindruck“ bezüglich der Nationalität Jesu, wenn dieser sich in den angeführten Dingen nicht konform mit der Judenschaft zeigt, und er kann sich keine andere Erklärung für diese Abweichung Jesu von der da-

1) Dieser Punkt ist nicht ganz sicher und nicht positiv beweisbar. Wenigstens aber hat Jesus in der Bergrede von andern Personen vorausgesetzt, daß sie „eine Gabe auf dem Altar opfern“ (Matth. 5, 23) und ihnen nicht abgeredet. Er hat auch Leute angewiesen, sich „dem Priester“ — zur Konstatierung der Reinigung vom Aussatz — „zu zeigen und die Gabe zu opfern, die Mose befohlen hat“ (Matth. 8, 4; Mk. 1, 44; Luk. 5, 14).

2) Er hat übrigens gesagt: „Wenn = wann ihr fastet usw.“ (Matth. 6, 16 usw.).

3) Man vergleiche aber doch die Ausnahme (1. Makk. 2, 41), ferner den Sabbaterweg (Apostelgesch. 1, 12) und die Umgehung dieser Vorschrift nach dem Talmud selbst (meine Geschichte, S. 511).

maligen jüdischen Praxis des Fastens und der äußerlich-mechanischen Sabbatsfeier denken, als daß Jesus seiner Abstammung nach kein Jude oder überhaupt kein Israelit, sondern ein Ausländer, ein Zugehöriger zu einer andern Nation gewesen sei. Da kann man sich doch nicht helfen, sondern man muß es geradeheraus sagen: Eine derartige Schlußfolgerung ist *geistlos*. Für dieses Urteil ist ja nicht einmal dies die wichtigste Grundlage, daß ein Proselyt (oder „Judengenosse“) von nichtisraelitischer Abstammung, der Jesus doch auf jeden Fall gewesen sein würde, ebenso streng, wie ein geborener Jude oder überhaupt Israelit, an die Verpflichtung zum Opfern, Fasten usw. gebunden gewesen wäre. Der wichtigste Grund für jenes Urteil, daß jene neue Beweisführung *geistlos* genannt werden muß, ist vielmehr folgender. Wenn jemand bei der Beurteilung jenes Verhaltens von Jesus zu gottesdienstlichen Ordnungen des Judentums *gar nicht einmal die Möglichkeit in Betracht zieht*, daß dieser Mann aus *höheren Gesichtspunkten* und Antrieben gegen die damalige Übung des Fastens und Art der Sabbatsfeier protestierte, dann tritt die Umsicht und Bedachtsamkeit bei der Beurteilung Jesu doch gar zu sehr in den Hintergrund.

Oder kann man anders urteilen, wenn in jener Abhandlung von P. Riedel ferner noch folgendes Dreifache als Grund für die fremdnationale Abkunft Jesu vorgeführt wird? Sie soll erstens auch daraus folgen, daß „die Juden“ sich über ihn wunderten und sprachen: Wie kann dieser die Schrift deuten, so er sie doch gar nicht studiert hat? (Joh. 7, 15). Zweitens soll eine solche Abstammung sich auch daraus ergeben, daß Jesus niemals die Wendung gebrauche: Ich bin auch ein Jude oder ich bin jüdischer Eltern Kind. Drittens endlich soll die fremdnationale Herkunft Jesu darin ein Zeugnis besitzen, daß er „die Pharisäer mißachtet, die doch als die freigeistigen Elemente des Judentums ihm sehr nahe stehen mußten“. Und aus die-

sen drei Umständen soll sich als eine neue überlegene Deutung des Verhaltens Jesu die Annahme ergeben, daß er ein Fremder gewesen sei?

Nein, die ersterwähnte Fähigkeit Jesu, die Schrift des Alten Testaments auszulegen, auch ohne daß er ein Schüler der Rabbinen war, kann ihren mehr als zureichenden Grund darin besitzen, daß er eine überlegene geistige Kapazität besaß. Außerdem bezeugte ihm ja das Volk selbst: „Er lehrte als einer, der Vollmacht hat (nach dem Griechischen) und nicht wie die Schriftgelehrten" (Matth. 7, 29). Zweitens soll von ihm die Aussage: „Ich bin jüdischer Eltern Kind" erwartet werden dürfen? Dabei gar nicht einmal daran zu erinnern, daß sein Bewußtsein, in einer besonderen Gottesbeziehung zu stehen (Matth. 11, 27 usw.), nach seiner sonstigen Geistesklarheit und Urteilsschärfe (12, 24 ff.; 15, 7 ff. usw.) auf einer Wirklichkeit beruhen könne, das ist eine über geschichtliche Zeugnisse sich hinwegsetzende Willkür. Drittens mußte ein Israelit, der eine Vergeistigung der damaligen Gesetzesauffassung und Zukunftsbilder seines Volkes erstrebte, sich den Pharisäern „sehr nahestehend fühlen"? Die Pharisäer hatten in ihrem Streben nach Verwirklichung des Gesetzesideals und in ihrer glühenden Vaterlandsliebe gewiß sehr achtbare Seiten ihres Wesens, aber in der Steigerung der Gesetzessumme und in der Ausbildung einer Kasuistik und in der Betonung des politischen Charakters vom Gottesreiche usw. (meine Geschichte 551 f.) gingen sie irre. Deshalb mußte Jesus über den Pharisäismus zu dem Schlußurteil kommen: „Alle Pflanzen, die mein Vater im Himmel nicht gepflanzt hat, müssen ausgerodet werden" (Matth. 15, 13). Und was bedeutet das? Nun: alle Geschichtserscheinungen, auch alle Unternehmungen in der menschlichen Geistesgeschichte, die ihre Wurzel nicht in dem Plane des himmlischen Gottes besitzen, müssen des Erfolges entbehren. Und bei dieser klaren Beurteilung einer geistigen Bewegung, die, äußer-

lich betrachtet, dem Unternehmen Jesu verwandt zu sein scheinen konnte, wagte er es, von „seinem“ Vater im Himmel zu sprechen! Nach alledem kann man nicht anders sagen, als daß der Beweisgang, der bei der Bestreitung der israelitischen Nationalität Jesu von P. Riedel eingeschlagen worden ist, im Flugsande der geschichtslosen Steppe sich verliert.

Mit welchen ideellen Momenten soll nun aber endlich in dem Artikel von Th. Fritsch in „Der Hammer“ der Rassengegensatz der Juden und Jesu erwiesen werden?

Seine Gründe sind in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „Während der Jude nur auf irdischen Gewinn und Genuß sein Ziel setzte, lehrte der Galiläer die Mißachtung aller irdischen Güter und suchte das Glück in der Armut und in der seelischen Zufriedenheit, in der Pflege aller Tugenden, in der Selbstlosigkeit und Reinheit des Denkens. Er suchte das seelische Heil im Reiche der Ideale, das er als das Reich Gottes bezeichnete. Die Geisteswelt Christi ist von der jüdischen durch Sonnenfernen getrennt“ (S. 118). In dieser Gegenüberstellung ist wenig Wahres mit viel Falschem vermischt.

Denn schon das ist falsch, daß der Jude nur in irdischem Gewinn und Genuß sein Ziel gesucht habe [1]). Ebenso unrichtig ist, daß man dem Judentum zur Zeit Christi die Pflege der Tugenden und die Reinheit des Denkens absprechen dürfe. Wieviel begeisterter Gottesglaube und Aufopferung für denselben ist in den Schriften des Judentums ausgeprägt und im geschichtlichen Leben der letzten Jahrhunderte v. Chr. bewährt worden! Wie sehr betont man da die Forderung, Gott zu lieben! Denn „Gott

1) Von „Judentum“ und „Juden“ spricht die wissenschaftliche Ausdrucksweise erst in bezug auf die Israeliten nach der Heimkehr aus dem babylonischen Exil, und das ist wesentlich seit der Wirksamkeit Esras (ca. 444 v. Chr.). Denn da ist das Volk Israel in der Hauptsache auf Leute aus dem Stamme Juda reduziert.

lieben ist die allerschönste Weisheit“ (Sir. 1, 14). Wie laut wird auch die Barmherzigkeit gepriesen[1]), und „die Liebeswerke“ werden über das Opfer gestellt [2]). Das zu verkennen, könnte nur die Ignoranz oder die Gleichgiltigkeit gegen die geschichtliche Wirklichkeit leisten. Auf der andern Seite ist auch das Verhältnis, in welchem *Jesu* Leistung zum Judentum seiner Zeit steht, in jenen Sätzen nicht ganz genau dargestellt. Seine Lehre war *nicht* „schlechtweg eine Umkehrung aller jüdischen Anschauungen“. Denn zunächst die großen Grundzüge der Religionsanschauung des Judentums, die Ideen des Monotheismus, die Erhabenheit des Göttlichen über das Hervorgehen aus dem kosmogonischen Prozeß) und über die geschlechtliche Differenzierung, die Bildlosigkeit des Kultus, alle diese Prinzipien sind Grundsäulen des Christentums geblieben. Ferner als ein Schriftgelehrter Jesus nach dem vornehmsten Gebot frug, da konnte er ihn doch hinweisen auf das Alte Testament, weil auch da schon die Gottesliebe (Deut. 6, 5) und die Nächstenliebe (Lev. 19, 18) gefordert ist, und Christus hat diese beiden Regungen des menschlichen Herzens nur einander koordiniert und als die beiden Brennpunkte einer und derselben Ellipse kennen gelehrt. Auch wird Jesu Tendenz verkannt, wenn man sagt: „Er lehrte die Mißachtung aller irdischen Güter.“ Richtiger bleibt man bei seiner eigenen Formel: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Matth. 6, 33), nämlich die vorher erwähnten irdischen Besitztümer.

---

1) Z. B. in dem bekannten Mischna-Traktat Pirqê Aboth 1. 2.

2) Ausführlich handelt über das alles meine Geschichte, S. 470 bis 506, mit Anführung des Wortlauts aller jüdischen Sätze.

3) Gegenüber den Vorstellungen der Babylonier (vgl. den Anfang ihres Weltschöpfungs-Epos) und der Griechen (vgl. Hesiods Theogonie, V. 116 ff.) usw.

Überhaupt wird das richtige geschichtliche Verhältnis, das zwischen der prophetisch-jüdischen Religion und dem Christentum besteht, vielfach verkannt. Denn z. B. Friedrich Delitzsch sagte, daß der angeblich indirekt babylonische Galiläer Jesus eine „wahrhaft neue Religion“ geschaffen habe [1]), und darauf kommt es auch hinaus, wenn in „Der Hammer“, S. 118 von „Sonnenfernen“ gesprochen wird, die zwischen der Geisteswelt Christi und der des Judentums lägen. Aber dies stimmt nicht mit den bezeugten Tatsachen der Geschichte überein. Denn so sehr auch Jesus die alten religiös-sittlichen Forderungen verinnerlicht und vertieft hat (Matth. 5, 21 ff.) und so sehr er auch die Zukunftsperspektive der alten Gottesreichsgeschichte vergeistigt hat (Luk. 17, 21 f. usw.), so wollte er doch nur der abschließende Vollender des großen Heilsplanes sein, der im althebräischen Schrifttum seine ersten Stufen durchschritten hat. Von diesem Urteil hallt das ganze urchristliche Schrifttum wider. Diese Grundposition und dieses Endziel Jesu leuchtet aus Dutzenden seiner Worte und aus seiner ganzen Wirksamkeit heraus. Denn bei aller weltweiten Ausdehnung der Grenzen, die seine Nachfolgerschaft einst umspannen sollen, war die alte Pflanzschule der Religion und Sittlichkeit [2]) doch der nächste Kristallisationspunkt für sein Werk: die von Osten und von Westen in sein Reich kommen sollen, werden doch nur mit den Patriarchen (Matth. 8, 11 usw.) die Schar der vollendeten Geister bilden, und „Jerusalem, Jerusalem ..., wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihren Flügeln!“ (Matth. 23, 37) ist eine seiner ergreifendsten Kla-

---

1) Friedrich Delitzsch, Babel und Bibel III, S. 48.

2) Vgl. die ergreifenden Parabeln in Jes. 5, 1—7 sowie 28, 23—29 und auch Lessings Gedanken in „Die Erziehung des Menschengeschlechts“!

gen[1]). Nein, es ist ein ungeschichtliches Verfahren, wenn man von Christus eine wahrhaft „neue Religion" datieren will. Er hat nur die Vorbereitungsstufe der Gottesreichsgeschichte zu ihrem organischen Abschluß gebracht, allerdings dabei auch sogar die Bergspitzen der aufwärtssteigenden Prophetenreligion mit dem goldenen Glanze der hervorbrechenden Morgenröte umsäumt.

Es genügt auch nicht, wenn „einmal festgestellt werden kann, daß es nicht notwendig ein Jude war, der allen Menschen das Heil der Welt brachte". Mit der Behauptung des Gegenteils befindet sich P. Riedel (Neuland des Wissens 1910) in einem mehrfachen religionsgeschichtlichen Irrtum. Denn wie schon die hier kurz in Erinnerung gebrachten Geschichtszeugnisse beweisen, kann es erstens nicht festgestellt werden, daß der Begründer des Christentums nicht von israelitischer Nationalität war und aus der davidischen Familie geboren worden ist. Zweitens aber kann die Wahrheit des Satzes, den Christus der Samariterin gegenüber am Jakobsbrunnen aussprach: „Das Heil kommt von den Juden" sogar als eine geistesgeschichtliche Notwendigkeit erwiesen werden. In den neuesten Erörterungen dieses Themas ist jener Satz aus Joh. 4, 22 allerdings verschwiegen worden. Und doch wie richtig erweist er sich, auch wenn man sich sogar das Recht herausnimmt, ihn geschichtskritisch zu kontrollieren. Ja sogar notwendig war es „ein Jude", der das Christentum begründete. Denn auch schon vom allgemein historischen Gesichtspunkt aus bildete nur die israelitische Religion eine so hohe Stufe in der Religionsgeschichte, daß daran sich natürlicherweise die höchste Stufe, die absolute Religion, anfügte. Israel wird, wie noch ein Hermann Schultz (in Göttingen) sagte, nach allen Forschungen „das Religionsvolk

---

1) Nicht Babylon oder Athen hat er zum Mittelpunkt seiner suchenden Erlöserliebe gemacht.

der alten Welt“ bleiben, und nur auf die in ihm begründete Religionsstufe (vgl. meine Geschichte, S. 94 bis 101; 378—81) konnte der krönende Abschluß aufgebaut werden.

Doch wenn auch der Abstand zwischen dem Judentum der Zeit Jesu und dem Christentum noch größer wäre, so würde daraus nicht folgen, daß zwischen den Bekennern jenes Judentums und dem Begründer des Christentums ein Rassengegensatz bestehen müsse.

Freilich in allen den hier beurteilten Schriftsätzen wird das vertreten, was zuletzt in „Der Hammer“ (S. 118) mit Wucht dekretiert wird: „Es kennzeichnet eine völlige Blindheit für psychologische Tatsachen, wenn jemand es fertig bringt, Christus für einen Juden zu halten.“ Aber durch solche kraftstrotzende Aussprüche läßt sich die geschichtliche und logische Forschung nicht imponieren. Das sind mehr Schlagworte zum betäuben, als Gründe zum überzeugen. Was der Tatbestand in bezug auf das geschichtliche Verhältnis der alttestamentlichen Religionsentwicklung und des Urchristentums gewesen ist, das findet man in den vorhergehenden Abschnitten skizziert, und es kann, wenn man es wollte, auch noch ausführlich dargelegt werden. Weil nun aber darnach ein geschichtlich-organischer Zusammenhang zwischen der israelitischen Religionsentwicklung und dem Werke Jesu besteht, so kann keine Psychologie der Welt es verhindern, daß der Stifter des Christentums ein Jude gewesen ist, und kein psychologisches Rezept — außer es müßte eine Dosis antisemitischer Voreingenommenheit verschreiben — kann jemanden hindern, daß er Christus für einen Juden halte. Was kann denn auch überhaupt die Rasse über den geschichtlichen Zusammenhang der geistigen Kultur entscheiden? Das menschliche Denken ist nach seinem psychologischen Prozesse bei allen Rassen dasselbe. Mit diesem Betonen der Rasse verirrt man sich vom geistigen auf das körperliche Gebiet,

verwechselt man den psychologischen Gesichtspunkt mit dem physiologischen. In dem Bevorzugen der einen Rasse vor der andern, das ja neuerdings bekanntlich auch in den Bestrebungen, die „ario-germanische Weltanschauung" wieder zu erwecken [1]) und die Arier als die einzigen Träger der echtmenschlichen Kultur hinzustellen, stark zum Ausdruck kommt, liegt eine noch zu wenig erkannte Gefahr für den geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts.

Mit Recht also wandte sich auch Friedrich Hertz in seinem Buche „Moderne Rassentheorien" (Wien 1904) gegen solche Behauptungen der Neuzeit, in denen die Rasse als der Hauptfaktor der geschichtlichen Entwicklung aufgefaßt wird (bei Gobineau, Chamberlain und anderen), und erklärte sie für wertlos. Daß er dies mit „guten Gründen und in überzeugender Weise" getan habe, urteilt auch Henne am Rhyn in seinem Werke „Die Kultur im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert" (1908), S. 279.

Gegen die z. B. auch von Ernst Haeckel (Die Welträtsel, Kap. 15) wiederholte Behauptung, daß Jesus kein Semit gewesen sein könne, erklärt sich auch H. Hammer [2]) mit Entschiedenheit [3]). Aber dieser jüdische Autor hat nun wieder eine andere willkürliche Aufstellung gemacht, nämlich daß Jesus von den Samaritanern, jener nationalreligiösen Mischbevölkerung der mittleren Provinz Palästinas, ausgegangen sei. Er will sich dabei zunächst auf jene Erwähnung von Samaritanern in zwei Gleichnissen Jesu stützen (S. 29). Aber dieser Beweisgrund ist schon oben S. 45 f. hinreichend als ganz unstichhaltig erwiesen worden. Die ausdrücklichen Gegenzeugnisse, nach denen Jesus den ersten Hauptschauplatz seiner öffentlichen Wirksamkeit in Galiläa hatte und höchstens einmal durch Samaria reiste (Joh. 4, 4) und sich zunächst an die Juden wandte (Luk. 9, 51 etc.), schiebt er bei Seite. Ferner seine Berufung auf Übereinstimmungen der neutestamentlichen Zitate aus dem Alten Testament mit

---

1) Vgl. z. B. „Religion deutsch". Vom Verfasser von „Sigfried, oder Christus?!". Sonderabdruck aus der Staatsbürger-Zeitung vom 10. Nov. 1911, Verlag der Deutschen Kanzlei (Berlin SW 11), oder „Deutsches Gelöbnis", herausgegeben vom Deutschen Orden (Berlin, ebenda 1911).

2) Traktat vom Samaritaner-Messias (1913), S. 65.

3) Freilich im Widerspruch damit schreibt er S. 96: „Es erklären sich die vielen budhaistischen (so!) Elemente, die man im Christentum

dem samaritanischen Pentateuch (S. 34 f.) ist sehr fadenscheinig. Denn erstens liegt gleich die erste angebliche Übereinstimmung nicht tatsächlich vor, weil in Matth. 19, 5 steht „und es werden sein die zwei ein Fleisch", aber im samaritanischen Pentateuch[1]) steht „und es wird aus ihnen beiden ein Fleisch". Zweitens können solche Abweichungen der neutestamentlichen Zitate vom überlieferten hebräischen Alten Testament doch aus der alten griechischen Übersetzung (der Septuaginta, die in 1. Mos. 2, 24 wirklich hat „und es werden sein die zwei ein Fleisch") stammen, wenn auch diese Abweichungen nicht mit unter den fünfzehn „Fehlern" der Septuaginta im Talmud aufgezählt sind[2]), weil hier nur die Hauptdifferenzen der Septuaginta hervorgehoben sein können. Außerdem wenn auch Jesus wirklich kein Griechisch gekonnt haben soll, was Hammer S. 33 behaupten zu können meint, so hat doch der Verfasser des ersten Evangeliums (Matthäus, der frühere Zolleinnehmer Levi) die griechische Übersetzung nach aller Wahrscheinlichkeit benützen können. Andere Zitate des Neuen Testaments kann man auch nach Hammer selbst „nicht auf das Kerbholz des Samaritanertextes setzen, weil er sie nicht hat" (S. 41—43).

Auch stellt Hammer endlich die christlichen Erzählungen vom Leben Jesu als Tendenzberichte hin (S. 5 etc.). Stellen, wie das Vorwort des dritten Evangeliums, die doch ein Literarhistoriker in erster Linie beachten muß, kennt er nicht.

---

findet, wie Incarnation, Trinität, manche Parabeln und noch anderes, als Reminiscenzen der Chutier (= Samaritaner) aus ihrer iranischen Heimat." Auch S. 98 spricht er von iranisch-althebräischen Überlieferungen Jesu. Diese Zusammenstellung des Christentums mit dem Buddhismus ist gewiß unbegründet. Denn erstens waren die Kuthäer, die nach 2. Kön. 17, 24. 30 nach Samaria als Kolonisten kamen, aus der Stadt Kutha nordöstlich von Babylon, also keine Nichtsemiten. Zweitens sind die Ähnlichkeiten des Neuen Testaments mit den buddhistischen Texten zu blaß, als daß eine Abhängigkeit des N. Test. behauptet werden dürfte. Sehr gut handelt darüber G. Faber, Buddhistische und Neutestamentliche Erzählungen (1913), S. 30 ff.

1) Z. B. bei H. J. Petermann, Hebräische Formenlehre nach der Aussprache der heutigen Samaritaner (S. 163 u. 219).

2) Alle fünfzehn sind besprochen in meiner „Einleitung ins A. Test.", S. 106 f.

Schluß.

Nachdem somit die neueren Aufstellungen über das Verhältnis der einzelnen Phasen der biblischen Kulturentwicklung zur — semitischen und indogermanischen — Rasse als unbegründet erwiesen worden sind, erübrigt es sich noch, einen Blick auf die nächsten Quellpunkte zu werfen, aus denen diese neueren Behauptungen hervorzusprudeln pflegen, um schließlich auch noch diese Quellpunkte zu verstopfen. Diese Quellpunkte sind aber Urteile über das talmudische und schließlich über das gegenwärtige Judentum, wie es dem oder jenem vor das Auge getreten ist.

Aber wenn man mit Recht von dem talmudischen Judentum ausgehen will, muß man es doch erst kennen. Das kann aber nicht nach den Äußerungen der Fall sein, die in antisemitischen Schriften darüber gelesen werden. Denn da steht z. B. in „Der Hammer" (1913, S. 118 f.): „Die Juden rekonstruierten sich in ihren talmudischen Lehren den alten Jahweh des Moses, oder richtiger Schaddai, in seiner ursprünglichsten Form als einen Geist des Hasses und der Rache, der nur dem Volke der Beschneidung Gutes zu tun bereit ist, so lange es den beschworenen Bund hält, den Bund, dessen Spitze sich feindlich richtet gegen alle ‚Völker der Welt'. Man verlasse den Wahn, als ob Juda eines sittlichen Fortschrittes fähig wäre und sein Gottesbegriff unter den mildernden Einflüssen der hohen arischen Kultur eine Veredelung erfahren hätte. Jahweh-Schaddai ist so unwandelbar, wie der Jude selbst, der darum der ‚ewige Jude' heißt." Das ist wieder eine Summe von Einseitigkeiten, noch ganz abgesehen von der Verdrehung, die in dem Satze in bezug auf „der ewige Jude" liegt [1]).

Denn erstens so wenig der Begriff eines gewalttätigen und von launischer Willkür beherrschten Gotteswesens

1) Hierüber kann man mein Schriftchen „Ahasver, der ‚ewige Jude'" (1907 bei Bertelsmann erschienen) vergleichen.

am Anfange der alttestamentlichen Religionsgeschichte steht, was oben im Eingange dieser Untersuchung erwiesen ist, ebensowenig steht ein solcher Gottesbegriff am Ende der israelitischen Religionsgeschichte. Er ist auch n i c h t talmudisch-rabbinisch. Auch der Gottesbegriff der talmudischen Theologie, wie sie ja z. B. in Ferd. Webers Buche „Die Theologie des Talmud“ entfaltet ist, hebt unter den göttlichen Eigenschaften, wie die Gerechtigkeit, so die Barmherzigkeit der Gottheit hervor (§ 31, 2; 55, 1; 68, 2). — Dies würde aber auch kaum bezweifelt werden, wenn man nicht immer an der Erwählung Israels Anstoß nehmen zu müssen meinte, wie es ja auch in den oben zitierten Worten wieder sich zeigt, indem gesagt wird, daß Gott nach dem Talmud „nur dem Volke der Beschneidung Gutes zu tun bereit sei“. Indes auch dieser Hauptpunkt des Anstoßes, den man an der Gottesvorstellung des Judentums zu nehmen pflegt, verliert seine Berechtigung, wenn man ihn einmal mit kühlem Blute auf die Wage der Gerechtigkeit legt. Oder ist die Gottheit nach dem Alten Testament nicht auch ein „Erzieher von Nationen ***(gojîm)*** und Lehrer der Menschen“ (Ps. 94, 10)? Durfte er nicht aber daneben in seiner erzieherischen Weisheit eine Pflanzschule der wahren Religiosität und religiös-orientierten Sittlichkeit anlegen (Jes. 5, 1—7), um sie zunächst an éinem Platze einwurzeln und dann weiter hinaus ihre Zweige entfalten zu lassen? Und hat sich an diesem Volke nicht das Gesetz vom Gleichgewicht der Rechte und Pflichten (Weish. Sal. 6, 7) mit bemerkenswerter Strenge durchgesetzt? O wie oft ist in Israel die Freude über die besondere Beziehung zu Gott durch den Jammer über die menschenseitige Zerreißung dieses Bundes und die dann von Gott zu verhängende Strafe übertönt worden! Nein, Israel ist fürwahr nicht besser gefahren, als andere Völker. — Wenn in bezug auf diese aber allerdings gehofft wird, daß sie zur jüdischen Religion übertreten, so ist das nur ein Ziel, welches von jeder Religionsgesellschaft als ihr Ideal erstrebt wird. Durch Partikularismus meinten

deshalb auch die jüdischen Lehrer ihre Religion zugleich schützen und zugleich zum Triumphe führen zu können. Außerdem fehlt es in dem altrabbinischen Schrifttum nicht ganz an solchen Sätzen, wie dieser: „Gott übt nicht allein für Israel Fürsorge, sondern für alle Menschen“ [1]). — Daß gegenüber den Ungläubigen und hauptsächlich den Abtrünnigen einige überaus schroffe Sätze im älteren rabbinischen Schrifttum vorkommen, ist mir keineswegs unbekannt, und ich zitiere davon den einen Satz: „Die Abtrünnigen bringe in Lebensgefahr und rette sie auch nicht aus ihr!“ [2]). Aber gibt es etwa bloß bei den Juden solche fanatische Theorien gegenüber Ketzern und Renegaten? — Also wegen solcher Momente am Inhalt der talmudisch-rabbinischen Theologie sind nicht solche haarsträubende Äußerungen erlaubt, wie sie z. B. in „Der Hammer“ (S. 118 f.) gelesen werden und oben angeführt sind. Auf jeden Fall ist nicht wegen einer angeblichen talmudisch-rabbinischen Theologie auch die alttestamentliche Religion zu degradieren. Doch über solches ungeschichtliches Verfahren wird sogleich noch genauer zu sprechen sein.

Ein Teil von antisemitischen Urteilen geht nämlich nicht einmal von der talmudisch-rabbinischen Theorie, sondern von der Beobachtung der Praxis von Juden der Gegenwart aus.

Indes wie unzuverlässig ist das praktische Verhalten kleinerer oder auch größerer Kreise als Maßstab für die Güte der Prinzipien, nach denen sie handeln sollten! Das sollte doch jede Gemeinschaft, jeder Verein aus seiner eigenen Erfahrung wissen. Doch das allerschlimmste Verfahren ist dies, wenn man eine ganze Entwicklung nach einer einzelnen Stufe beurteilt, und insbesondere wenn man von den Epigonen ausgeht, um daran die Vor-

1) In dem alten Kommentar Siphrê zu Numeri und Deuteronomium (Deut. § 40), zitiert bei Oesterly and Box, The Religion and Worship of the Synagogue (1907), p. 166.

2) So steht es im babylonischen Talmud, Aboda zara (d. h. Götzendienst), 26a, letzte Zeile, und Seite b.

fahren zu messen. Nämlich mancher meint, den Semiten oder speziell den Israeliten überhaupt keine hohe Stellung in der Kulturgeschichte des Altertums zutrauen zu dürfen, weil er manche jetzige Juden vielleicht als im Geschäftsgebahren unzuverlässige Personen kennen lernen mußte. Aber einen solchen Schluß von der Gegenwart auf die Vergangenheit ziehen zu wollen, das wäre doch gerade so, als wenn jemand einem alten Rittergeschlechte keine tapferen Taten zutrauen wollte, weil die gegenwärtigen Nachkommen jenes Geschlechtes ihm nicht wie solche Helden aussehen. Sind die alten Ritterrüstungen, die in den Waffensammlungen gezeigt werden, etwa gar nicht getragen und die alten Schwerter gar nicht geschwungen worden, weil *wir* sie nicht mehr tragen und schwingen können? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, auch nur einen Vater nach seinem *Sohne* zu beurteilen? Wieviel weniger ist es erlaubt, über Hunderte von Generationen hinweg Rückschlüsse zu ziehen! Die Antisemiten also, die sich in ihrem Urteil von gegenwärtigen Erscheinungen des jüdischen Lebens leiten lassen, verstoßen gegen die historische Gerechtigkeit. Die *einstigen* Vertreter Israels *selbst* muß man ins Auge fassen, wenn man gerecht über die kulturgeschichtliche Stellung des *alten* Israel urteilen will.

Wenn alle, die das semitische und speziell das biblische Altertum erforschen und würdigen wollen, dieser notwendigen Direktive folgen, dann werden wir von den Gedanken und Bestrebungen des Antisemitismus sicherlich frei werden können. Wenn also über Fragen der alten Kulturgeschichte nicht mehr aus falschen Gesichtspunkten geurteilt werden soll, dann wird die Spannung zwischen den Anschauungen des Antisemitismus und denen der wissenschaftlichen Forschung und noch manche andere Art von Spannung weichen — zum Heile unseres gesamten Volkslebens.

AllgemeineReligionsgeschichte

von

Conrad von Orelli

Dr. phil. et theol., weil. Professor in Basel

2. Auflage in zwei Bänden

Zwei Bände in gediegenem Halbfranzband zu 24 Mark

Theol. Literaturbericht: Alles in Allem: ein ganz vortreffliches Buch!

Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, Berlin 1912: Da die erste Auflage hier nicht angezeigt wurde, die Kenntnis des Werkes aber für den Religionslehrer unerläßlich ist, so wollen wir auf Inhalt und Anlage näher eingehen. Ein großer Vorteil des Buches ist, daß es auch den Bedürfnissen eines weiteren Leserkreises Rechnung trägt.

Theologie der Gegenwart VI, 2: . . . es wird ein so reichalti es übersichtlich gruppiertes und besonnen gesichtetes Material geboten, daß ich gar nicht anstehe, dies Lehrbuch unter allen, die wir besitzen, für Studierende am meisten zu empfehlen.

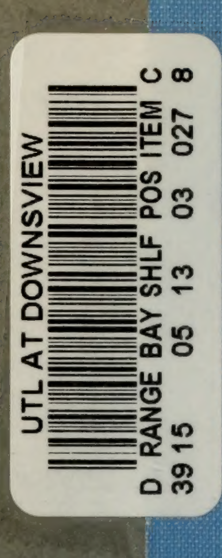
Haus und Herd, Cicinnati: Das technische Material erdrückt keineswegs den gebildeten Laien, der sich gern Ein- und Übersicht auf diesem wichtigen Gebiet verschaffen möchte. In der Bibliothek des Predigers sollte dies Meisterwerk sicher nicht fehlen.

Prcineton Theol. Review: Although it is strictly a scientific work based on the study of the sources, and the learned author has done a stupendous amount of reading, it can be read be all educated people who take an interest in the subject. And last, but not least, it is written in a genuinly Christian spirit. The author is a modern man, but the is not carried away by the radicalism of the modern tendency of our age.

„Der alte Glaube“: Da sowohl das Interesse als auch das Material für die Religionsgeschichte inzwischen (seit Erscheinen der ersten Auflage) mächtig gewachsen ist, wird auch die Zahl der Freunde dieses eingehenden, vorsichtigen und zuverlässigen Buches sehr wachsen.

Kirchl. Rundschau 1912, Heft 15: Der Vorzug des Orellischen Werkes ist der, daß es eine objektive Darstellung der Religionen gibt, indem er sie selbst reden läßt. Unsere Missionsfreunde, die den Entscheidungskampf zwischen Islam und Christentum in Afrika kommen sehen, finden hier bestes Rüstzeug für die literarische Bearbeitung des Gegners.

Revue des sciences philosophiques: C'est un ouvrage sérieux et sage, ainsi qu'il sied a un manuel, bien informé, et dans l'ensemble, très judicieux, qu miérite, d'être recommandé.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 05 13 03 027 8